Kriegs-Erinnerungen

eines

deutschen Soldaten

Preis 25 Cents

Dritte Auflage

Verlag der Deutschen Sprachgruppe
Socialist Party of the United States
808 West Madison Street, Chicago, Ill.

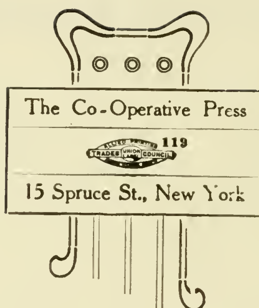
Kriegs-Erinnerungen

eines

deutschen Soldaten

Preis 25 Cents

Verlag der Deutschen Sprachgruppe
Socialist Party of the United States
803 West Madison Street, Chicago, Ill.


The Co-Operative Press
TRADES
COUNCIL
119
15 Spruce St., New York

Inhalts-Verzeichnis

Vorrede

Die „Kriegserinnerungen eines deutschen Soldaten" erschienen ursprünglich im Sonntagsblatt der „New Yorker Volkszeitung", wo sie solches Aufsehen erregten, daß sich fast alle in deutscher Sprache erscheinenden sozialistischen Zeitungen der Vereinigten Staaten zum Nachdruck veranlaßt sahen.

Tatsächlich handelt es sich auch um einen der bemerkenswertesten und vom Standpunkt des modernen Proletariats aus wertvollsten Beiträge zur Kriegsliteratur, der aus dem Wust konventioneller und lügenhafter Darstellungen der furchtbaren Welttragödie turmhoch hervorragt. Hier haben wir keine Schönfärbereien oder Vertuschungen, keine Uebertreibungen oder Bemäntelungen — nichts als die subjektive Schilderung eines, der dabei gewesen. Der dabei war, nicht als gut bezahlter Berichterstatter für irgend ein Blatt oder eine berühmte Zeitschrift, sondern als aktiver Soldat, als einer von den Millionen, die auf Geheiß ihrer herrschenden Klassen zur Zeit Europas männliche Jugendkraft morden, Europas Länder verwüsten.

Der Verfasser dieser Erinnerungen, ein Bergmann aus dem Saarrevier, für dessen Glaubwürdigkeit und guten Charakter wir bürgen, hat in seiner einfachen, schmucklosen Schilderung *des Krieges, wie er ist*, das stärkste Argument gegen den Krieg nicht nur, sondern gegen jede Art von Militarismus, gegen jede Art von Kriegsbereitschaft geliefert. Er, der vor seinem Eintritt in das Militär — zwei Jahre vor Kriegsausbruch — seiner Gewerkschaft, dem Deutschen Bergarbeiter-Verband, angehörte und sich damals schon Sozialdemokrat nannte, wurde erst im Laufe der vierzehn Kriegsmonate zum bewußten Feinde der kapitalistischen Gesellschaft, die nicht nur die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, sondern auch den Menschenmassenmord gebiert und zur höchsten patriotischen Pflicht erhebt.

Diese „Kriegserinnerungen eines deutschen Soldaten" sind weder antideutsch noch proösterreichisch, weder prodeutsch noch antienglisch — sie sind nichts weiter als antimilitaristisch und antinational. Denn was hier der deutsche Soldat in *seiner* engeren Umgebung und auf dem Schlachtfelde sah, das konnte und mußte jeder aufmerksam beobachtende englische, russische, französische oder italienische

Soldat in der s e i n e n wahrnehmen. Nicht die größeren Kriegsgreuel der einen oder der anderen Seite gilt es zu bekämpfen, nicht die Waffe der Kritik gegen diese militärische Ausschreitung oder gegen jene völkerrechtswidrige Mordmaschine zu richten, vielmehr heißt es, den Kampf gegen den Krieg als Ganzes zu führen, als den Gipfel bestialischer Brutalität, als den vollendetsten Ausdruck der Unmenschlichkeit und Unkultur.

Und das ist's, was dieses Büchlein tut, ohne daß bei seinem Verfasser eine andere Absicht vorhanden war, als Erlebnisse und Gefühle zu schildern, die er mit Hunderttausenden, ja Millionen gemein hatte. Der Krieg zeigt sich uns hier in seiner ganzen unverhüllten Nacktheit; wir hören nichts von dem Heldenmut, von dem die bezahlten byzantinischen und republikanischen Barden des Großkapitalismus zu singen wissen, aber sehen dafür die hinter der Schlachtlinie aufgefahrenen Schnellfeuerkanonen, mit denen die Soldaten ins Feuer getrieben werden. Wir lernen die Leiden der Bevölkerung in den Kriegszonen kennen und erfahren, daß die „Verteidiger des Vaterlandes" im Felde genau so unter der Peitsche einer Geist und Gemüt tötenden Disziplin und der Rohheit ihrer Vorgesetzten zu leiden haben, wie im tiefsten Frieden in den Garnisonen. Wir begleiten den Soldaten auf seinem Auszuge ins Feld, sehen ihn umjubelt und als Helden gefeiert und durchleben mit ihm alle die Zweifel und Gewissensbisse, wenn er zu wissen verlangt, wer eigentlich der Feind ist, gegen den er sein Vaterland zu verteidigen habe. Kurz, wir können an der Hand dieser Schilderung jede einzelne Phase jenes Entwickelungsganges beobachten, der einen Kulturmenschen in einen Massenmörder umwandelt.

Es gereicht der Deutschen Sprachgruppe zur höchsten Genugtuung, ihren Freunden dieses Buch zugänglich machen zu können. Weiß sie doch, daß sie dadurch dem Kampfe gegen jede Art Militarismus und Patriotismus, gegen Nationalismus und Vaterlands-Verteidigungs-Ideen eine Waffe schmieden hilft, die im Ansturm auf die Bastille Kapitalismus und Militarismus wertvolle Dienste leisten wird.

Deutsche Sprachgruppe der Sozialistischen Partei der Vereinigten Staaten.

Wer ist der Feind?

Ende Juli herrschte in unserer Garnison Koblenz eine fieberhaft erregte Stimmung. Ein Teil unserer Leute war von einer nicht wiederzugebenden Begeisterung, der andere von einer unbeschreiblichen Niedergeschlagenheit beseelt. Die Kriegserklärung lag in der Luft. Ich gehörte zu den Niedergeschlagenen. War ich doch im zweiten Jahre Soldat und sollte in sechs Wochen entlassen werden. Statt der langersehnten Heimfahrt stand nun der Krieg vor der Tür . . .

Ich war auch während meiner Militärzeit der Antimilitarist geblieben, der ich vordem gewesen. Ich konnte mir nicht denken, welches Interesse ich an einem Massenmord haben könnte und vertrat auch meinen Kameraden gegenüber die Ansicht, daß ein Krieg unter allen Umständen für die Menschheit das größte Unglück sei, das sie treffen könne.

Unser Pionier-Bataillon Nr. 30 war schon fünf Tage vor der Mobilmachung fieberhaft beschäftigt; Tag und Nacht wurde gearbeitet, so daß wir schon am 31. Juli vollkommen kriegsbereit waren, und am 30. Juli gab es schon niemanden mehr in unserer Kaserne, der am Ausbruch des Krieges gezweifelt hätte. Dazu kam die auffallende Freundlichkeit der Offiziere und Unteroffiziere, die jeden etwa noch vorhandenen Zweifel ausschloß. Offiziere, die früher niemals die Ehrenbezeugung eines Gemeinen durch Gegengruß erwiderten, taten es jetzt mit einer peinlichen Aufmerksamkeit. Zigarren und Bier wurden von den Offizieren in diesen Tagen mit großer, ungewöhnlicher Freigebigkeit gespendet, so daß es gar nicht wunder nehmen konnte, daß viele Soldaten aus einem fast ständigen Bierrausch nicht mehr herauskamen und sich des Ernstes der Situation kaum bewußt waren. Aber es gab auch andere; es gab Soldaten, die es auch in dieser Zeit der guten Laune und grinsenden Kameradschaftlichkeit von Offizier und Soldat nicht vergessen konnten, daß sie beim Militär oft bis zum Tier erniedrigt worden waren und die jetzt mit bitteren Gefühlen daran dachten, daß sich

ihnen vielleicht Gelegenheit bieten möchte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten . . .

Am 1. August wurde die Mobilmachung bekannt und der nächste Tag als eigentlicher Mobilmachungstag festgesetzt. Ohne jedoch erst die Reserven abzuwarten, verließen wir am 1. August unsere Garnison. Wer eigentlich unser „Feind“ sein würde, wußten wir nicht; Rußland war vorläufig das einzige Land, an das eine Kriegserklärung ergangen war.

Durch eine nach Tausenden zählende spalierbildende Menschenmenge marschierten wir durch die Straßen der Stadt zum Bahnhof. Aus allen Fenstern wurden wir mit Blumen beworfen; jeder wollte den Soldaten die Hand zum Abschied drücken. Alles, selbst Soldaten, weinte; viele hatten ihre Frau oder die Braut im Arme, die Musik spielte Abschiedslieder, man weinte und sang zu gleicher Zeit. Wildfremde Menschen, Männer und Frauen, Männer und Männer, umarmten und küßten sich — ein wahrer Hexensabbath von Gefühlen war losgebrochen und ergoß sich wie ein einziger wilder Gefühlsstrom über die Menschheit. Keiner, auch der mit dem stärksten, trutzigsten Gemüt, konnte dieser Gemütsaufwallung widerstehen.

Doch all dies wurde noch übertroffen durch das Abschiednehmen am Bahnhof, den wir bald erreichten. Hier mußte endgültig Adieu gesagt, hier mußte die Trennung vorgenommen werden. Nie wird mir dieses Abschiednehmen aus meinem Gedächtnis verschwinden, ganz gleich wie alt ich werden mag. Wie verzweifelt klammerten sich viele Frauen an die Brust ihrer Männer; einige mußten gewaltsam entfernt werden. Gleichsam als wäre es plötzlich vor ihnen wie eine Vision aufgestiegen, was das Schicksal ihrer Geliebten sein werde, als sähen sie die stummen Gräber in fremder Erde vor sich, in denen diese armen „Namenlosen“ verscharrt werden würden, suchten sie sich an ihren Besitz anzuklammern, wollten sie festhalten, was ihnen ja schon nicht mehr gehörte . . .

Endlich war auch das vorüber, wir hatten den bereitstehenden Zug bestiegen und uns in unserem Viehwagen häuslich eingerichtet. Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, und Licht hatten wir nicht in unserem komfortablen 6. Klasse-Waggon.

Der Zug fuhr langsam rheinabwärts, ohne jede große Erschütterung nahm er seinen Weg; unter uns aber, die wir Tage größter Aufregung hinter uns hatten, trat teilweise Erschlaffung ein. Die meisten der Soldaten lagen mit dem Kopfe auf dem Tornister und schliefen. Andere wieder suchten sinnenden Auges die Ferne, als ob sie in die Zukunft zu schauen versuchten, noch andere zogen verstohlen ein Portrait aus der Brusttasche, und nur ein verschwindend kleiner Teil brachte seine Zeit mit Fragen nach dem Reiseziel zu. Wo fahren wir hin? Ja, wohin? Niemand wußte es. Da, nach langen, unendlich langen Stunden hielt der Zug; nach einer Nacht ruhig-langsamer Fahrt waren wir in... Aachen! In Aachen? Was sollten wir in Aachen? Wir wußten es nicht, und die Offiziere hatten auf unsere Fragen nur ein Achselzucken.

Nach kurzer Pause ging es weiter, und abends am 2. August erreichten wir einen Bauernhof in der Nähe des deutsch-belgischen Grenzortes Herbesthal. Hier wurde unsere Kompagnie in einer Scheune einquartiert. Kein Mensch wußte, was wir hier an der belgischen Grenze zu tun hatten. Am Nachmittag des 3. August trafen Reservisten ein, und unsre Kompagnie wurde auf Kriegsstärke gebracht. Noch immer nicht im Klaren über den Zweck unseres Aufenthaltes in der Nähe der belgischen Grenze, legten wir uns am Abend mit erzwungener Seelenruhe auf unser Strohlager; bald mußte sich ja etwas ereignen, das uns aus dieser dumpfen Ungewißheit befreien würde. Wie wenige ahnten wohl, daß es für viele von uns die letzte Nacht sein sollte, die sie auf deutscher Erde verbrachten?!

Stiller Alarm holte uns um 3 Uhr morgens aus den „Betten". Die Kompagnie versammelte sich und der Hauptmann erklärte uns die Kriegslage. Er teilte uns mit, daß wir uns marschbereit halten müßten, über die Marschrichtung sei er selbst noch nicht unterrichtet. Kaum eine halbe Stunde später fuhren fünfzig große Lastautos vor und machten auf der Landstraße vor unserem Quartier halt. Die Führer dieser Wagen wußten aber auch noch nichts näheres und warteten auf Befehle. Die Diskussion über unser nächstes Ziel setzte von neuem ein; die Offiziersburschen, die manches erlauscht hatten, äußerten die Ansicht, wir würden noch am selben Tage in Belgien einziehen, andere wider-

sprachen, Bestimmtes konnte niemand von uns wissen. Aber der Befehl zum Abmarsch kam nicht, und am Abend durften wir wieder unser Strohlager beziehen. Die Ruhe währte jedoch nicht lange; um 1 Uhr morgens wurden wir wieder alarmiert und vom Hauptmann mit einer Ansprache beehrt. Wir wären, sagte er uns, mit Belgien im Kriege, sollten uns jetzt tapfer zeigen, eiserne Kreuze verdienen und dem deutschen Namen Ehre einlegen. Dann fuhr er etwa folgendermaßen fort: „Wir führen nur gegen die bewaffnete Macht Krieg, also gegen die belgische Armee. Leben und Eigentum der Zivilisten steht unter dem Schutze internationaler Verträge, des Völkerrechts, doch dürft ihr, Soldaten, nicht vergessen, daß es eure Pflicht ist, euer Leben zum Schutze des Vaterlandes so lange wie möglich zu erhalten oder so teuer wie möglich zu verkaufen. Unnützes Blutvergießen wollen wir den Zivilisten gegenüber verhindern, doch gebe ich euch zu bedenken, daß allzugroße Rücksicht an Feigheit grenzt und Feigheit vor dem Feinde wird sehr schwer bestraft."

Nach dieser „menschenfreundlichen" Rede unseres Hauptmanns wurden wir auf die Autos „verladen", und um vier Uhr morgens am 5. August passierten wir die belgische Grenze. Um diesen „historischen" Augenblick extra feierlich zu gestalten, mußten wir dreimal Hurra rufen . . .

Nie sind mir die Früchte militärischer Erziehung klarer vor Augen gekommen als in diesen Augenblicken. Man sagt dem Soldaten: „Der Belgier ist dein Feind!" und er hat es zu glauben. Der Soldat, der Arbeiter in Uniform, hat ja noch gar nicht gewußt, wer sein Feind ist. Hätte man uns gesagt: „Der Holländer ist euer Feind!", wir hätten es ebenso geglaubt, glauben müssen, und hätten auf Befehl auf ihn geschossen. Wir, die „deutschen Bürger in Uniform", dürfen keine eigene Meinung, keine eigenen Gedanken haben, denn man gibt uns Feind und Freund, wie man das gerade gebraucht, wie man sie in seinem Interesse braucht! Der Franzose, der Belgier, der Italiener ist dein Feind. Schieße nur ruhig, wie wir dir befehlen, und mache dir im übrigen keine Gedanken! Pflichten hast du, erfülle sie und — halte dein Maul . . .

Das etwa waren die Gedanken, die mein Gehirn beim Ueberschreiten der belgischen Grenze folterten. Und, wie, um mir vor mir selbst einen Trost zu geben, wie, um mein

mörderisches Handwerk, das man mir aufgezwungen hat, vor mir selbst zu rechtfertigen, redete ich mir ein, daß ich zwar kein Vaterland, aber doch ein Vaterhaus zu verteidigen und vor Verwüstung zu bewahren habe. Doch der Trost war schwach und hielt nicht einmal in den ersten Tagen stand.

Auf den ziemlich schnell fahrenden Automobilen erreichten wir gegen acht Uhr morgens das vorläufige Ziel: ein kleines, aber schönes Bauerndorf. Die Einwohner der Dörfer, die wir bisher durchfahren hatten, staunten uns sprachlos an, so daß wir alle den Eindruck hatten, daß diese Landbewohner zum größten Teile gar nicht wußten, warum wir nach Belgien gekommen. Sie waren aus dem Schlafe aufgeschreckt worden und sahen, halb angekleidet, von ihren Fenstern aus unsern Autos nach. Als wir dann hielten und abstiegen, kamen die Bauern jenes Dörfchens ohne Scheu zu uns, boten uns Essen an und brachten Kaffee, Brot Fleisch etc. Da wir noch ohne Feldküche waren, freuten wir uns der „feindlichen“ Liebesgaben, umsomehr, als die Wackeren jede Bezahlung entschieden ablehnten. Sie erzählten uns, die belgischen Soldaten seien abmarschiert, wohin wüßten sie nicht.

Nach kurzer Ruhepause marschierten wir weiter, die Autos fuhren zurück. Wir waren kaum eine Stunde marschiert, da wurden wir von Kavallerie, von Dragonern und Husaren überholt, die uns berichteten, die Deutschen seien in der ganzen Gegend auf allen Landstraßen im Vormarsch, und dicht hinter uns kämen Radfahrer-Kompagnien. Das war tröstliche Kunde, wir fühlten uns nicht mehr allein, nicht im fremden Lande isoliert. Bald kam auch wirklich die Radfahrer-Abteilung, die uns schnell genug überholte und uns wieder allein ließ. Aergerliche Worte wurden jetzt laut; sie alle konnten reiten oder fahren, wir aber mußten laufen. Was wir immer als selbstverständlich empfunden, legte sich plötzlich wie eine große Ungerechtigkeit über uns. Und wenn es auch nichts nützte, unser Schimpfen und Grollen, es lenkte unsere Gedanken von der Schwere des Affen (Tornister) ab, der wie ein Bleigewicht auf unserem Rücken hing.

Die Hitze war drückend, der Schweiß drang aus allen Poren; das neue und harte Lederzeug, die neuen, kantigen Uniformen scheuerten viele Körperstellen, besonders an den Hüften, wund. Wie eine Erlösung kam daher der Befehl um

zwei Uhr nachmittags, vor einem alleinstehenden Gehöft halt zu machen und im Grase zu rasten.

Wir mochten etwa zehn Minuten im Grase gelegen haben, als wir plötzlich vor uns Schüsse fallen hörten; wie elektrisiert sprang alles auf und eilte an die Gewehre. Da aber wurde das Gewehrfeuer, das wohl zwei bis drei Kilometer von uns entfernt sein mochte, auch schon immer lebhafter. Sofort setzten wir uns in Marsch.

Am Gesichtsausdruck und am Benehmen der Soldaten konnte man erkennen, daß in ihrem Innern etwas vorging, daß ein Gefühl von ihnen Besitz ergriffen hatte, dessen sie nicht Herr zu werden vermochten, das sie vordem auch nicht gekannt hatten. An mir persönlich bemerkte ich eine große Unruhe. Angst- und Neugiergefühl peitschten meine Gedanken wild durcheinander; im Kopfe wirbelte alles und im Herzen wieder schien sich alles zusammenzupressen. Aber vor meinen Kameraden wollte ich meine Angstgefühle verbergen. Daß ich es energisch versuchte, weiß ich; ob es mir besser als den Kameraden gelungen, denen ich die Beklemmung vom Gesicht ablas, bezweifelte ich.

Trotzdem ich wußte, daß wir in einer halben Stunde im Feuer sein würden, bemühte ich mich, mir einzureden, unser Eingreifen werde nicht mehr nötig sein. Jeden Gedanken, der mir diese Hoffnung stärken oder Trostgründe vortäuschen konnte, hielt ich eigensinnig, ja beinahe krampfhaft fest. Daß nicht jede Kugel trifft, daß — wie man uns erzählt hatte — die meisten Verwundungen in den Kriegen der Neuzeit durch Streifschüsse herbeigeführt werden, die ungefährliche Fleischwunden verursachen, das waren einige dieser wider besseres Wissen in Gedanken wiederholten Selbsttäuschungen. Und sie wirkten. Nicht nur, daß ich tatsächlich etwas ruhiger wurde, ich hatte, in Gedanken versunken, kaum bemerkt, daß wir uns bereits in nächster Nähe der Gefechtslinie befanden.

Die an der Straße liegenden Fahrräder verrieten uns, daß hier die Radfahrerabteilung im Gefecht war. Wie stark der Gegner war, das wußten wir freilich nicht, als wir uns sprungweise der Schützenlinie näherten. Unwillkürlich bückte sich jeder beim Springen, während rechts und links, vor und hinter uns unablässig die feindlichen Gewehrgeschosse ein-

schlugen; und doch erreichten wir, von den bedrängten Kameraden freudigst begrüßt, ohne jeden Verlust die Schützenlinie. Auch die Radfahrer hatten noch keine Verluste erlitten; wohl waren schon einige leicht Verwundete zu verzeichnen, doch konnten diese sich noch weiter am Gefecht beteiligen.

Wir lagen platt auf dem Boden und feuerten in der angegebenen Richtung was die Flinte halten konnte; gesehen hatten wir nämlich unseren Gegner bisher noch nicht. Das war aber anscheinend einigen unserer Soldaten zu wenig interessant, sie wollten wissen, wie die Leute aussahen, auf die sie schossen, erhoben sich halb und feuerten in knieender Stellung. Zwei Mann meiner Kompagnie mußten ihre Neugier mit dem Tode bezahlen — fast zu gleicher Zeit erhielten sie einen Kopfschuß. Das erste Opfer unserer Abteilung sank lautlos nach vorn über, das zweite schleuderte die Arme hoch in die Luft und fiel dann auf den Rücken. Sie waren beide sofort tot. . . .

Im ersten Kugelregen

Wer könnte die Gefühle beschreiben, die einem im ersten wirklichen Kugelregen überkommen? Als wir sprungweise vorgingen und so direkt ins Feuer kamen, fühlte ich keine Angst mehr und schien nur bestrebt, so schnell wie möglich in die Schützenlinie zu kommen. Doch beim Anblick der ersten Toten überwältigte mich ein entsetzliches Grauen. Minutenlang war ich vollkommen betäubt, hatte die Selbstbeherrschung völlig verloren und war absolut unfähig, irgend etwas zu denken oder zu tun. Gesicht und Hände drückte ich fest an die Erde, um dann plötzlich im unbezähmbaren Drang einer neuen Gefühlserregung das Gewehr zu ergreifen und wie blind darauflos zu schießen. Nach und nach beruhigte ich mich wieder etwas, ja ich ward sogar beinahe zuversichtlich, als wenn alles ganz normal wäre. Ich war plötzlich mit mir selbst und den Verhältnissen zufrieden. Und als dann nicht sehr viel später auf der ganzen Linie das Kommando ertönte: Sprung auf! . . . Marsch, marsch! da rannte ich, wie jeder andere, wie besessen voraus, als ob es gar nicht anders hätte sein können. Das Kommando „Stellung" folgte, wie nasse Säcke plumpsten wir zu Boden, das Feuern hatte von neuem begonnen . . .

Unser Feuer wurde von Minute zu Minute lebhafter und steigerte sich zu einem rollenden ohrenbetäubenden Lärm. In solchem Höllenfeuer muß man, will man sich seinem Nebenmann verständlich machen, diesem dermaßen in die Ohren brüllen, daß einem die Kehle schmerzt. Unter der Wirkung unseres Feuers wurde der Gegner unruhig, sein Feuer schwächer; die feindliche Linie kam ins Wanken. Da uns nur ungefähr 500 Meter vom Feinde trennten, konnten wir genau beobachten, was sich dort ereignete. Wir sahen, wie etwa die Hälfte des Gegners zurückgenommen wurde, und zwar wird das so gemacht, daß z. B. jeder zweite Mann zurückgeht, während No. 1 liegen bleibt, bis der zurückgehende Teil Halt gemacht hat. Diesen Augenblick benutzten wir, um dem zurückgehenden Gegner möglichst starke Ver-

luste beizubringen. Soweit wir das rechts und links von uns liegende Gelände überblicken konnten, sahen wir, daß die Deutschen auf mehreren Punkten im Vorgehen waren. Auch für unsere Abteilung kam der Befehl zum Vorgehen, als der Gegner seine ganzen Kräfte zurücknahm. Uns war die Aufgabe zugefallen, dem abziehenden Feinde so hartnäckig auf den Fersen zu bleiben, daß ihm keine Zeit zum Sammeln und nur neuen Aufstellung blieb. Wir folgten ihm daher sprungweise mit ganz kurzen Atempausen, um zunächst zu hindern, daß es ihm gelang, sich in dem vor ihm liegenden Dorfe festzusetzen. Wußten wir doch, daß uns sonst ein verlustreicher Häuserkampf bevorstehen würde. Die Belgier versuchten jedoch gar nicht, sich festzusetzen, sondern lösten sich mit erstaunlicher Geschicklichkeit von uns los.

Wir hatten inzwischen weitere Verstärkung erhalten. Unsere Kompagnie war ziemlich zerstreut worden, und man marschierte mit dem Trupp, bei dem man sich gerade zufällig befand, weiter. Der meine mußte im Dorfe zurückbleiben, um Haus für Haus systematisch nach verborgenen oder versprengten Soldaten abzusuchen. Daci sahen wir denn auch, daß sich die Deutschen auf allen Seiten im Vormarsch befanden. Feldartillerie, Maschinengewehr-Abteilungen u. s. w. kamen an, und wir alle wunderten uns, wo das alles so schnell herkam.

Zu langen Betrachtungen gab es jedoch keine Zeit. Mit aufgepflanztem Seitengewehr ging es durch Haus und Haus und Tür und Tür. Und wenn auch die Ausbeute sehr mager war, da wir keine Soldaten fanden, so gingen wir doch nicht ganz leer aus, weil die Einwohner alle in ihrem Privatbesitz befindlichen Feuerwaffen, Munition etc. abliefern mußten. Der uns begleitende Ortsälteste (Gemeindevorsteher) hatte es jedem Bürger klar zu machen, daß jeder Waffenfund nach der Durchsuchung kriegsrechtlich geahndet werden werde. Und Kriegsrecht heißt — Tod!

Wieder mochte eine Stunde vergangen sein, als wir durch Gewehr- und Artilleriefeuer aufgeschreckt wurden; ein neues Treffen hatte begonnen. Ob die Artillerie auf beiden Seiten tätig war, konnte man vom Dorfe aus nicht beurteilen, aber laut genug war es, denn die Luft erzitterte fast von dem Rollen, Grollen und Stöhnen, das hin- und herüberrollte und immer stärker zu werden schien. Die Sanitätskolonnen

brachten die ersten Verwundeten; Ordonnanzen sausten an uns vorbei — der Krieg hatte mit voller Wucht eingesetzt . . .

Die Dunkelheit kam über uns, ehe wir mit unseren Hausdurchsuchungen zu Ende waren. Wir schleppten Matratzen, Strohsäcke, Federbetten, was wir gerade erwischen konnten, nach der Gemeindeschule und Kirche, um dort die Verwundeten unterzubringen. So gut es ging, wurden sie gebettet; mit rührender Sorgfalt nahm man sich dieser ersten Opfer des grausen Völkerschlachtens an. Später als man schon mehr an diese grausigen Bilder gewöhnt war, machte man weniger Umstände mit den Verwundeten.

Von anderen umliegenden Ortschaften kamen nun die ersten Flüchtlinge an. Sie mochten wohl viele Stunden lang marschiert sein, denn sie sahen ermattet, aufs höchste erschöpft aus. Frauen, alte greise Männer und Kinder im bunten Gemisch, die allesamt nichts weiter hatten retten können als ihr bißchen nacktes Leben. In einem Kinderwagen oder auf einer Schubkarre bargen diese Unglücklichen alles, was rohe Kriegsgewalt ihnen gelassen hatte. Und ganz im Gegensatz zu den Flüchtlingen, die uns bisher begegnet waren, waren diese aufs äußerste eingeschüchtert, bebend voll Angst, in Schrecken vor der ihnen feindlichen Welt in sich zusammengesunken. Sobald sie nur einen von uns Soldaten ansahen, bekamen sie es so mit der Furcht zu tun, daß sie ordentlich in sich zusammenschrumpften. Wie ganz anders die Bewohner des Dorfes, in dem wir uns aufhielten, die uns freundlich, ja zuvorkommend entgegenkamen. Wir versuchten die Ursache dieser Angst zu erfahren und hörten dann, daß diese Flüchtlinge in ihrem Dorfe Zeuge erbitterter Straßenkämpfe gewesen. Sie hatten den Krieg kennen gelernt, hatten ihre Häuser brennen, ihr bißchen Hab und Gut darin untergehen sehen und die mit Leichen und Verwundeten angefüllten Straßen noch nicht vergessen können. Es wurde uns klar, nicht die Furcht allein gab diesen Leuten den Blick des gehetzten Wildes, es war der Haß, der Haß gegen uns, die Eindringlinge, die sie — wie sie annehmen mußten — in Nacht und Nebel überfallen, von Haus und Hof vertrieben hatten. Aber nicht nur gegen uns, die deutschen Soldaten, richtete sich dieser Haß, nein, auch ihre eigenen, die belgischen Soldaten, wurden davon nicht verschont.

Am Abend marschierten wir noch ab und versuchten unsern

Truppenteil zu erreichen. Die Belgier hatten sich mit Einbruch der Dunkelheit noch weiter nach rückwärts konzentriert; sie befanden sich schon ganz in der Nähe von der Festung Lüttich. Viele der Ortschaften, durch die wir zogen, standen in Flammen, die vertriebenen Einwohner zogen scharenweise an uns vorüber; Frauen, deren Männer vielleicht auch „ihr Vaterland" verteidigten, Kinder, Greise, die hin und her gestoßen wurden und überall im Wege zu sein schienen. Ziel- und planlos, ohne einen Ort, an dem sie ihr Haupt niederlegen konnten, krochen diese Züge des Elends und Unglücks an uns vorüber — die beste Illustration des männermordenden, des völkervernichtenden Krieges!

Wieder erreichten wir ein Dorf, das allem Anschein nach einst von wohlhabenden Leuten, von einem zufriedenen Völkchen bewohnt gewesen. Jetzt freilich sah man nichts als wie Ruinen, verbrannte, zerstörte Häuser und Bauerngüter, tote Soldaten — deutsche und belgische — und mitten zwischen ihnen mehrere Zivilisten, die man standrechtlich erschossen hatte. . . .

Gegen Mitternacht kamen wir zur deutschen Linie, die ein Dorf in ihren Besitz zu bekommen trachtete, das schon im Festungsbereich von Lüttich lag und von den Belgiern hartnäckig verteidigt wurde. Hier mußten unsererseits alle verfügbaren Kräfte eingesetzt werden, um dem Gegner Haus um Haus, Straße um Straße zu entreißen. Es war noch nicht völlig dunkel, sodaß wir den schrecklichen Kampf, der sich hier entwickelte, mit allen Nerven mitdurcherleben mußten. Man kämpfte Mann gegen Mann, alle Waffen und Hilfe mußten zur Anwendung gelangen; mit dem Gewehrkolben, mit dem Messer, mit Faust und Zähnen ging es gegen den Gegner vor. Einer meiner besten Freunde kämpfte mit einem riesigen Belgier; das Gewehr war beiden entfallen. Sie bearbeiteten sich mit den Fäusten. Ich hatte grade mit einem etwa 22jährigen Belgier abgerechnet und war im Begriff, meinem Freunde beizustehen, weil der gigantische Belgier ihm so sehr an Kraft überlegen war. Da gelang es meinem Freunde plötzlich, den Belgier durch eine blitzschnelle Bewegung in das Kinn zu beißen. Und zwar so tief, daß er ihm mit den Zähnen ein Stück Fleisch herausriß. Der Schmerz des Belgiers muß ungeheuer gewesen sein — er

ließ meinen Kameraden los und rannte unter wahnsinnigen Schmerzensschreien davon.

Alles hatte sich in Sekunden abgespielt. Meinem Freunde rann das Blut des Belgiers aus dem Mund; ein entsetzlicher Ekel, ein unbeschreibbares Entsetzen erfaßte ihn, der Geschmack des warmen Menschenblutes brachte ihn fast an den Rand des Wahnsinns. Er, der junge, lebensfrohe, frische Bursch von 24 Jahren war in dieser Nacht um seine Jugend betrogen worden. Dem bisher Fröhlichsten unter uns konnten wir kein Lächeln mehr entlocken.

Im Verlaufe des Nachtkampfes kam ich zum ersten Male mit einem belgischen Gewehrkolben in Berührung. Während ich mit einem Belgier im Handgemenge war, schlug mich ein zweiter von rücklings mit dem Gewehrkolben dermaßen auf den Kopf, daß sich der Kopf bis unter die Ohren in den Helm hineinzwängte. Ich fühlte einen furchtbaren Schmerz am ganzen Kopf, knickte zusammen und wurde ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit verbundenem Kopf in einer Scheune unter anderen Verwundeten.

Vor Lüttich mit "Tante Berta" und Zeppelins

Meine Verletzung war nicht schwer, nur hatte ich das Gefühl, als ob der Kopf das Doppelte des normalen Umfangs hätte, und die Ohren sausten mir, als wären es die Räder eines Schnellzuges.

Die andern Verwundeten und die Sanitätssoldaten erzählten, die Belgier seien auf die Festung zurückgeworfen worden, wir hörten aber, daß noch immer schwer gekämpft wurde. Fortwährend kamen Verwundete an und diese erzählten uns, daß die Deutschen schon beim ersten Ansturm mehrere Festungswerke wie Zwischenforts überrannt hätten, daß sie sich jedoch nicht halten konnten, weil sie artilleristisch nicht genügend vorbereitet gewesen wären. Die Verteidigungsstellen und -Werke innerhalb der Forts waren ebenso wie die Besatzung noch so gut wie völlig intakt. Die Forts waren eben noch nicht sturmreif, so daß sich die Deutschen mit geradezu ungeheuren Verlusten zurückziehen mußten. Die verschiedenen Berichte widersprachen sich, ein klares Bild daraus zu erhalten, war unmöglich.

Inzwischen hatte eine artilleristische Beschießung der Festung eingesetzt, die selbst den deutschen Soldaten Entsetzen einflößte. Die schwerste Artillerie war gegen die modernen Betonforts in Aktion gebracht. Kein Soldat wußte bis dahin etwas von der Existenz der 42 Zentimeter-Mörser. Als sich Lüttich bereits in deutschen Händen befand, konnten wir Soldaten es uns noch immer nicht erklären, wie es möglich war, daß diese gewaltigen Festungswerke, die teilweise aus einem bis zu sechs Meter dicken Eisenbeton bestanden, nach einer Beschießung von nur wenigen Stunden einen Schutthaufen darstellten. Ich selbst hatte ja, infolge meiner Verwundung, an diesen Operationen nicht teilnehmen können; aber meine Kameraden erzählten mir später, wie diese Einnahme der einzelnen Forts vor sich ging. Artillerie aller Kaliber nahm die Forts unter Feuer, aber es waren

21 Zentimeter-Mörser und die Zweiundvierziger, die die eigentliche Arbeit verrichteten. Schon von weitem hörte man das 42 Zentimeter-Geschoß ankommen. Unter einem unheimlichen Sausen und Zischen, das sich wie ein langgezogener rauher Pfiff anhörte, der die ganze Atmosphäre sekundenlang zu erfüllen schien, bohrte sich das Geschoß durch die Luft. Wo es niederfiel, wurde in einem Umkreise von mehreren hundert Metern alles vernichtet. Wie oft habe ich nicht später noch diese Hekatomben angestaunt, die sich der 42 Zentimeter-Mörser auf allen seinen Wegen errichtet! Der durch das Krepieren der Geschosse erzeugte Luftdruck war so ungeheuer, daß uns Deutschen in den vorgeschobensten Stellungen das Atemholen sekundenlang erschwert wurde. Um den Hexensabbath voll zu machen, erschienen nachts die Zeppeline, um sich am Vernichtungswerk zu beteiligen. Die Soldaten hörten plötzlich das den meisten Deutschen bekannte Propellerschwirren und das Geräusch der Motore über sich. Die Zeppeline kamen immer näher, wurden aber erst, als sie sich bereits in nächster Nähe der Forts befanden, vom Gegner entdeckt, der sofort alle verfügbaren Scheinwerfer spielen ließ, um das Firmament nach den gefürchteten fliegenden Feinden abzusuchen. Das Propellerschwirren der Luftschiffe, die sich auf die verschiedenen Forts verteilt hatten, hörte plötzlich auf; dafür tauchte ganz hoch oben in der Luft ein grelles, scharfes Licht auf — der Scheinwerfer des Zeppelin, der für einen kurzen Augenblick das Gelände unter sich beleuchtet hatte. Dann wurde es ebenso unvermittelt dunkel und still, bis — ein paar Momente später — mächtige Detonationen die Kunde brachten, der Zeppelin habe soeben „Ballast“ abgeworfen. Das ging so eine ganze Weile weiter, Explosion folgte auf Explosion, die höchstens durch kleine, vor uns aufblitzende Feuerwölkchen abgelöst wurden — in der Luft platzende Schrapnells, die die belgische Artillerie den Luftschiffen zugedacht hatte. Dann setzte das Propellerschwirren wieder ein, erst laut und aus nächster Nähe, fast kerzengerade über uns, dann leiser und leiser, bis das gewaltige Schiff der Lüfte gänzlich unserem Gesichts- und Hörkreise entschwunden war.

So wurden die Forts dem Erdboden gleichgemacht; tausende von Belgiern lagen hinter und unter den Wällen und Verschanzungen tot und begraben. Der Generalsturm folgte, Lüttich war in den Händen der Deutschen. . . .

Ich lag bis zum 9. August bei der Sanitätskolonne und war dann so weit genesen, daß ich mich meinem Truppenteil wieder anschließen konnte. Nach stundenlangem Suchen fand ich meine Kompagnie auf freiem Felde im Biwak. Manchen guten Freund fand ich hier nicht mehr vor; 65 Mann hatte meine Abteilung inzwischen an Toten und Verwundeten verloren, obgleich sie sich an der Verfolgung des Feindes gar nicht beteiligt hatte.

Wir waren nun dem neugebildeten 18. Reserve-Armeekorps (Hessen) zugeteilt und gehörten zu der 4. Armee, die unter dem Befehl des Herzogs Albrecht von Württemberg stand. Wo diese Armee, die damals noch gar nicht gebildet war, operieren sollte, war uns gemeinen Soldaten gänzlich unbekannt. Wir hatten ja nur zu folgen, wohin die Herde zur Schlachtbank geführt werden würde — was lag auch daran, wo das sein würde?! Am 11. August marschierten wir ab und legten jeden Tag 40 bis 70 Kilometer zurück. Wie wir später erfuhren, hielten wir uns stets in der Nähe der luxemburgischen Grenze, um dort sofort übertreten zu können, falls die Notwendigkeit eintreten sollte. Wäre es nicht so drückend heiß gewesen, würden wir ganz zufrieden gewesen sein, hatten wir doch mehrere Ruhetage, die unsern Körper wieder zurecht rückten.

Am 21. August stießen wir — 25 Kilometer östlich von der belgischen Stadt Neufchâteau — auf die ersten deutschen Truppen, die zur vierten Armee gehörten. Die Schlacht bei Neufchâteau, die vom 22. bis 24. August währte, hatte bereits begonnen. Eine französische Armee stieß hier mit der vierten deutschen Armee zusammen, ein mörderisches Schlachten folgte. Erst kamen, wie immer, die kleinen Vorposten- und Patrouillengefechte, nach und nach nahmen immer größere Soldatenmassen an den Kämpfen teil, und als wir am Abend des 22. August ins Gefecht kamen, hatte sich die Schlacht bereits zu einer der mörderischsten des Weltkrieges entwickelt. Als wir ankamen, hielten die Franzosen noch nahezu drei Viertel der Stadt besetzt. Die Artillerie hatte den größten Teil von Neufchâteau in Brand geschossen und nur ein prachtvolles Villenviertel im Westen der Stadt entging vorläufig der Vernichtung. Die ganze Nacht tobte der Häuserkampf, aber erst als am Mittag des 23. August die Stadt in den Händen der Deutschen war.

konnte man die ungeheuren Opfer ermessen, die dieser Kampf auf beiden Seiten gekostet. Die Wohnungen, die Keller, die Straßen und Trottoirs lagen dicht besät mit Toten und gräßlich Verwundeten; die Häuser waren Ruinen, ausgebrannte, leere Schalen, in denen sich kaum noch irgend etwas unversehrt befand, das wirklichen Wert besaß. Tausende waren in der einen grauenvollen Nacht zu Bettlern geworden. Frauen und Kinder, Soldaten und Bürger lagen da, wo sie der Tod gerade erfaßt, durcheinander, wie sie die erbarmungslosen Granaten und Kanonenkugeln aus dem Leben in das dunkle Nichts befördert hatten. Und wahre Unparteilichkeit hatte gewaltet, da lag der deutsche Soldat neben der greisen Belgierin, der kleine belgische Sproß, den die Furcht aus dem Hause auf die Straße getrieben, eng angeschmiegt an den „Feind", den deutschen Soldaten, der ihm Schutz und Sicherheit bedeutet haben mochte.

Hatten wir nicht die ganze Nacht hindurch geschossen und gestochen, gemordet und geschlagen, so viel und so kräftig wie wir nur konnten?! Und doch gab es kaum einen unter uns, dem beim Anblick dieser Szenen nicht Tränen des Schmerzes und der Rührung geflossen wären! Da war z. B. ein Mann, dessen Alter schwer festzustellen war; er lag tot vor einem brennenden Hause. Durch das herabfallende Feuer waren ihm beide Beine bis zum Knie verbrannt. Frau und Tochter des Toten lagen an seiner Brust und schluchzten so gotterbärmlich, daß es einfach nicht zu ertragen war. Viele, viele der Toten waren ganz oder teilweise verbrannt; das Vieh in den Ställen brannte, und das wilde Brüllen dieser mit dem Feuertode kämpfenden Tiere vermischte sich mit dem Wimmern, dem Stöhnen, dem Aechzen und den Aufschreien der Verwundeten. Wer aber hätte jetzt Zeit, sich daran zu kehren — jeder will Hilfe haben, jeder will sich helfen, jeder denkt nur an sich und sein bißchen Leben. „Wer fällt, der bleibe liegen, wer steht, der kann noch siegen." Das lernt man vom Militarismus, und der Durchschnittssoldat handelt danach. Und doch werden die meisten Soldaten durch die Umstände gezwungen, Samariter zu sein. Leute, die früher weder Blut noch gar einen Toten sehen konnten, verbanden jetzt die von den Granaten amputierten Arme und Beine ihrer Kameraden. Nicht, weil sie es etwa aus einem inneren Herzensdrange taten, sondern

weil sie sich sagten, morgen magst du vielleicht schon an der Reihe sein und dann Hilfe brauchen. Es ist ein gesunder Egoismus, der aus diesen harten Menschen barmherzige Brüder macht.

Die Franzosen hatten sich außerhalb der Stadt, auf freiem Felde, wieder gestellt. In dem Augenblick, als der Gegner die Stadt räumte, geschah auf deutscher Seite ein Irrtum, dem Hunderte deutscher Soldaten zum Opfer fielen. Die Deutschen hatten nämlich den Rest der Stadt so schnell besetzt, daß unsere Artillerie, die dieses Stadtviertel beschoß, noch nichts von der Situationsänderung wußte und Granaten auf Granaten in die eigenen Reihen warf. Dieses Versagen des Meldedienstes hat manchem unserer Kameraden das Leben gekostet. Schließlich mußten wir, durch das feindliche und das eigene Feuer gezwungen, einen Teil des Gewonnenen wieder preisgeben, um ihn später — wieder mit großen Opfern — noch einmal zurückzugewinnen. Aber merkwürdigerweise, das Villenviertel, von dem wir schon einmal sprachen, hatte auch jetzt nicht ernstlich gelitten; die Häuser wurden alle mit der Genfer Flagge versehen und als vorläufige Lazarette eingerichtet.

Hier soll es nun vorgekommen sein, daß belgische Bürger einige deutsche Verwundete schändeten. Ob es wahr war, ob es sich nur um Gerüchte handelte, wie vielfach auch von deutschen Soldaten, die dort gelegen hatten, behauptet wurde, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß am 24. August, als sich die Franzosen allgemein zurückgezogen hatten, durch Armeebefehl bekannt gemacht wurde, deutsche Soldaten seien dort ermordet worden, und die deutsche Armee könnte den Schauplatz dieser Schandtaten nicht verlassen, ohne vorher für die armen Kameraden Rache geübt zu haben. Daher wurde befohlen — vom Führer der Armee —, den Rest der Stadt unbarmherzig dem Erdboden gleich zu machen. Als wir später, es war schon abends und wir befanden uns auf der Verfolgung des Feindes, kurze Rast machten, zeigten uns die im Osten aufsteigenden Rauchsäulen, daß das Urteil vollstreckt war. Eine zurückgebliebne Batterie Artillerie hatte Haus für Haus in Asche gelegt. Rache ist süß, auch für christliche Heerführer. . . .

Die Franzosen hatten außerhalb der Stadt wieder Front gemacht und leisteten äußersten Widerstand. Aber sie waren

den deutschen, zum großen Teil jungen, aktiven Truppen nicht gewachsen. Gefangene Franzosen erklärten, es sei einfach unmöglich, einem Sturmangriff dieser Kriegsmaschine zu widerstehen, wenn die deutschen Kolonnen mit aufgepflanztem Seitengewehr und dem durch Mark und Bein gehenden „Hurra, hurra!" angriffen. Und ich kann das verstehen, schien es uns doch manchmal selbst, als ob wir eine gute Imitation amerikanischer Indianer darstellten, die sich auch gleich uns mit gellenden Schreien auf ihre Feinde stürzten. Nach dreistündigem Kampfe gaben sich denn auch viel Franzosen gefangen, die mit hocherhobenen Händen Pardon anboten. Ganze feindliche Bataillone gelangten auf diese Weise in unseren Besitz. Endlich, in der Nacht vom 23. auf den 24. August, gerieten die feindlichen Reihen in Verwirrung und wichen erst langsam, dann fluchtartig zurück. Ganze Batterien, Munitionskolonnen, Sanitätskolonnen etc. ließ der Gegner zurück.

In der ersten Verfolgungsabteilung befand auch ich mich. Die von uns dazu benutzten Straßen waren wieder mit Leichen geradezu besät; Tornister, Gewehre, tote Pferde und Menschen lagen in wirren Knäueln durcheinander. Die Toten waren teilweise von Pferden und Fahrzeugen zerstampft, zu Brei zerquetscht worden — ein ganz furchtbarer Anblick sebst für den abgehärteten Soldaten. Rechts und links von der Fahrstraße, auf Feldern und in Straßengräben lagen Tote und Verwundete; die roten Beinkleider der Franzosen hoben sich grell vom Erdboden ab, die feldgrauen der Deutschen waren dagegen kaum zu erkennen und schwer zu entdecken. . . .

Der Abstand zwischen uns und den fliehenden Franzosen wurde größer und größer und die Laune unserer Soldaten, trotz der überstandenen Strapazen, besser und fröhlicher. Man scherzte und sang, vergaß ganz die Leichen, welche noch immer die Wege und Stege füllten, und fühlte sich ordentlich frei. Man hatte sich schon so an das Gräßliche gewöhnt, daß man seelenruhig über die Leichen hinwegstieg, ohne auch nur den kleinsten Umweg für nötig zu halten. Wir waren durch die Erlebnisse dieser ersten paar Kriegswochen schon gänzlich verroht. Wie sollte das erst werden, wenn das noch monatelang so fortging? . . .

Vergiftete Brunnen oder Stimmungs-mache?

Da um 11 Uhr wurde allem weiteren Philosophieren ein Ende bereitet: der Befehl zum Haltmachen ertönte, wir sollten aus der Feldküche unser Essen empfangen.

Wir hatten Hunger genug, so daß die Konservensuppe mit dem größten Appetit verzehrt wurde. Viele unserer Soldaten setzten sich mit ihrem Kochgeschirr auf die umherliegenden toten Pferde und aßen so frisch und lustig drauflos, als wären sie daheim bei Muttern. Auch die paar Menschenleichen in der Nähe unseres provisorischen Lagerplatzes störten nicht ... Nur an Wasser fehlte es, und nach dem Essen fing der Durst an, sich arg quälend bemerkbar zu machen.

Wir marschierten bald weiter in der glühend heißen Mittagssonne; der Straßenstaub lag zentimeterdick auf unserer Uniform und Körperhaut. — Keine rechte Stimmung wollte mehr aufkommen, der Durst ward immer quälender, wir selbst von Viertelstunde zu Viertelstunde immer schlaffer. Viele aus unsern Reihen fielen um und konnten einfach nicht weiter. Da blieb denn unserem Abteilungskommandeur nichts anderes übrig, als nochmals Halt machen zu lassen, wollte er nicht, daß wir alle „schlapp machten". Dadurch blieben wir bedeutend zurück und zählten nicht mehr zu den ersten, die hinter den Franzosen her waren.

Endlich gegen vier Uhr sahen wir vor uns ein Dorf auftauchen. Die sichere Erwartung, dort Wasser zu erhalten, wirkte ermutigend auf uns — das Marschtempo wurde sofort um vieles lebhafter. Flüchtlinge und leere Munitionskolonnen kamen uns entgegen. Unter anderem auch ein Bauernwagen, auf dem mehrere Zivilgefangene, anscheinend Franktireurs, sich befanden. Auch ein katholischer Pfarrer

befand sich darunter und hatte, wie die anderen, die Hände auf dem Rücken mit einem Strick zusammengebunden. Auf unsere neugierigen Fragen, was der denn ausgefressen habe, sagte man uns, er hätte Bauern veranlaßt, das Wasser im Dorfe zu vergiften.

Bald erreichten wir das Dorf und den ersten Ziehbrunnen, um uns dort tüchtig satt zu trinken. Damit hatte es jedoch seine guten Wege, denn ein Militärposten war vor ihm aufgestellt, der uns sofort mit der Warnung fortscheuchte: Vergiftet! Enttäuscht und aufs furchtbarste verbittert, knirschten die halbverdursteten Soldaten mit den Zähnen; sie eilten weiter, an die nächsten Brunnen, aber überall wiederholte sich das teuflische Spiel, der Posten wehrte ihnen die Labung. Auf einem freien Platze mitten im Dorfe stand ein großer Dorfbrunnen, der aus zwei Röhren kristallklares Wasser in einen großen Trog entsandte. Fünf Soldaten standen hier Posten und hatten dafür zu sorgen, daß ja niemand von dem vergifteten Wasser trank. Ich wollte eben mit meinen Kumpanen am Brunnen vorbeimarschieren, als sich plötzlich der hintere und größere Teil unserer Kompagnie wie besessen auf den Brunnen stürzte. Die Posten wurden durch den Anprall einfach überrannt, und gierig wie ein Tier trank jeder von dem Wasser. Alle löschten ihren Durst, und keiner wurde krank oder wäre gar gestorben. Der Pfarrer mußte, wie wir später hörten, daran glauben, da die Militärbehörden „wußten", daß das Wasser in jenem Dorfe in allen Brunnen vergiftet worden war und daß nur ein glücklicher Zufall uns Soldaten gerettet hatte. Ueber uns hatte der Gott der Deutschen treue Wacht gehalten; die gefangenen Belgier freilich schienen nicht unter seinem Schutze zu stehen. Sie mußten sterben. . . .

In den meisten Orten, die wir in dieser Periode passierten, wurden wir vor dem Genuß des Wassers gewarnt. Das hatte natürlich zur Folge, daß die Soldaten die Bevölkerung, in der sie nunmehr Todfeinde wittern mußten, zu hassen begannen. Daraus ergab sich dann wieder, daß die schlechten Instinkte in manchen Soldaten lebendig wurden und die Oberhand gewannen. In jeder Armee findet man barbarisch veranlagte Soldaten. Die vielen Millionen Einwoh=

ner Deutschlands oder Frankreichs sind eben nicht alle Kulturmenschen, wie wir uns gern einreden möchten. Die Wehrpflicht dieser Länder zwingt sie alle zum Militärdienst, alle, ohne Unterschied, Mensch oder Unmensch. Ich habe es oft bitter empfunden, wie unrecht man unserer Armee tat, wenn man uns alle Barbaren nannte, nur weil sich allerlei Elemente unter uns — wie natürlich auch unter den Franzosen und Engländern — befanden, die eigentlich ins Zuchthaus gehört hätten. Daß wir Soldaten selbst für die Bestrafung von Unholden sorgten, falls wir sie auf einer Schurkerei erwischten, dafür ein Beispiel.

Als wir abends, es war bereits dunkel, östlich der Stadt Vertrix ein kleines Dorf erreichten, fanden wir auch hier „vergiftetes" Wasser. Mitten im Dorf machten wir Halt. In das Haus, vor dem ich gerade zu stehen kam, konnte man durch das niedrige Fenster hineinschauen. In der erbärmlich ärmlichen Arbeiterwohnung sahen wir eine Frau, die ihre Kinder festhielt, als ob sie Angst hätte, man würde sie ihr entreißen. Obwohl wir infolge der Wassernot äußerst erbittert waren, hätte doch ein jeder von uns der armen Frau gern geholfen. Mehrere von uns waren auch eben im Begriff, unser bißchen Vorrat an Lebensmitteln zu opfern und der Frau einige beruhigende Worte zu sagen, als plötzlich ein faustdicker Stein durch das Fensterglas in die Stube geschleudert und ein kleines Mädchen an der rechten Hand verletzt wurde. Aufrichtige Entrüstungsrufe wurden laut, aber im selben Augenblick packten auch schon mindestens zwanzig Hände den Unhold, einen Reservisten unserer Kompagnie, und prügelten ihn so durch, daß er fast bewußtlos wurde. Wären nicht Offiziere und andere Mannschaften hinzugekommen, der Kerl wäre auf der Stelle gelyncht worden. Er sollte dann später vor ein Kriegsgericht gestellt werden, aber es kam nicht dazu; in der Schlacht an der Maas ertrank er in diesem Flusse. Viele Soldaten glauben, er hätte sich selbst ertränkt, weil er von den Kameraden nicht nur gemieden, sondern offen verachtet wurde. . . .

In diesem Dorfe wurden wir einquartiert und in einer Scheune untergebracht. Mit einigen Kameraden ging ich nun in das Dorf, um etwas Eßbares zu kaufen. In einem Bauernhause erhielten wir Schinken, Brot und Wein, aber

nicht gegen Geld. Die Leute lehnten jede Bezahlung entschieden ab, da, wie sie sagten, sie uns als Gäste betrachteten; nur sollten wir ihnen nichts zu leide tun. Trotzdem ließen wir ihnen eine entsprechende Bezahlung in deutschem Gelde zurück. So wie hier fanden wir es in der Folge sehr oft; überall hatte man riesige Furcht vor uns, die Leute zitterten förmlich, wenn ein deutscher Soldat ihr Haus betrat.

Vier von uns hatten sich eng aneinander geschlossen; wir hatten uns versprochen, zusammenzuhalten und uns in jeder Not und Gefahr beizustehen. So besuchten wir auch oft die Wohnungen der Bürger und taten unser Bestes, die schwergeprüften Menschen zu beruhigen, ihnen die Scheu vor uns auszureden. Ausnahmslos fanden wir liebe, freundliche und gute Menschen, die schnell zutraulich und offen wurden, wenn sie merkten, daß wir wirklich ihre Freunde waren. Schrieben wir aber beim Verlassen des Hauses mit Kreide an die Tür: „Bitte schonen, hier wohnen brave, gute Leute!“ dann kannte die Freude und Dankbarkeit keine Grenzen. Wenn so viel böses Blut erzeugt wurde, wenn sich so viel Zwischenfälle ereigneten, die zur standrechtlichen Erschießung so unzähliger Belgier führten, so waren — das ist die Ueberzeugung, die mir und vielen anderen meiner Kameraden im Laufe dieser Belgierzeit wurde — die Verschiedenheit der Sprachen und die daraus entstehenden Irrtümer nicht zuletzt daran schuld. Aber auch das zuerst systematisch genährte Mißtrauen gegen den „Feind“ trägt einen Teil der Verantwortung dafür.

Nachts marschierten wir weiter, nachdem wir der nachträglich eingetroffenen 21 Zentimeter-Mörser-Batterie des Fußartillerie-Regiments Nr. 9 zugeteilt worden waren; denn dieser Batterie sollten wir nicht nur als Bedeckung dienen, sondern ihr auch bei dem eventuellen „Instellungbringen“ dieser Kolosse behülflich sein. Das Rohr dieser Geschütze wird extra, geteilt von der Lafette, auf einem Wagen transportiert. Der Lafettenwagen und der Rohrwagen werden von je sechs Pferden gezogen. Diese, nur bei der Fußartillerie gebrauchten, Pferde sind die besten und stärksten in der deutschen Armee. Und doch sind diese Tiere oft den an sie gestellten gewaltigen Anforderungen nicht gewachsen, so daß sich alle verfügbare Mannschaft, oft siebzig

bis achtzig Mann, an eigens für diesen Zweck mitgeführten Tauen am Transport beteiligen muß. Das geschieht hauptsächlich dann, wenn die Geschütze die Straße verlassen und in Feuerstellung gebracht werden müssen. Damit die Räder nicht im Boden versinken, werden halbmeterbreite Ueberräder um die Räder angebracht.

Diese Riesenkanonen sind Steilfeuergeschütze, d. h. je nach der Entfernung des Zieles geht das abgefeuerte Geschoß mehrere tausend Meter hoch in die Luft, um dann verhältnismäßig steil herunterzufallen. Daher kommt es auch, daß weder Berg noch Hügel einer feindlichen Batterie, die sich dahinter aufgestellt, Schutz gewähren können. Die Franzosen besaßen in der ersten Zeit fast gar keine transportable schwere Artillerie, sodaß es ihnen einfach unmöglich war, unsere schwerkalibrige erfolgreich zu bekämpfen. Die deutschen Kanoniere fühlten sich unter solchen Umständen natürlich obenauf und schmückten ihre 21 Zentimeter-Röhren mit Inschriften wie: „Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen".

Wir fühlten uns bei den Artilleristen ganz wohl und waren, als wir um sechs Uhr morgens Halt machten, noch leidlich frisch, trotzdem wir schon seit zwei Uhr auf dem Marsche waren. In der Nähe unseres Halteplatzes lag eine zertrümmerte deutsche Haubitze und daneben zwei tote Soldaten. Beim Abfeuern der Geschütze krepierte eine Granate im Rohr und zerstörte das ganze Geschütz. Durch die umherfliegenden Sprengstücke wurden zwei Mann der Bedienung sofort getötet und einige schwer verletzt. Wir benutzten die Pause, um die beiden Gefallenen zu begraben, legten sie beide in ein Grab, stellten beid Helme darauf und schrieben auf ein Brett: Hier ruhen zwei deutsche Artilleristen.

Doch wir mußten weiter und erreichten bald die Stadt Bertrix. Einige der wenigen Häuser links und rechts der Straße brannten lichterloh; sie waren, wie wir bald erfuhren, angesteckt worden, weil aus ihnen heraus auf vorbeimarschierende Soldaten geschossen worden sein sollte. Vor einem dieser Häuser lag halbverbrannt ein Ehepaar mit dem 15 bis 16 Jahre alten Sohne; alle waren mit Stroh bedeckt. Noch drei Zivilisten lagen tot in derselben Straße.

Wir waren einige Häuser weitermarschiert, als plötzlich Schüsse krachten; aus irgend einem Hause war geschossen — und vier unserer Soldaten verwundet worden. Für einen kurzen Augenblick gab es Verwirrung. Das Haus, aus dem geschossen worden sein mußte, war bald umstellt, und durch alle Fenster wurden Handgranaten in das Innere geworfen. Im Nu standen alle Zimmer in Flammen; die explodierenden Handgranaten erzeugten einen solch ungeheuren Luftdruck, daß alle Türen im Haus aus den Angeln flogen und die Innenwände in Stücke gerissen wurden. Fast zu gleicher Zeit stürzten fünf Männer in Bürgerkleidung auf die Straße und baten mit hochgehaltenen Händen um Pardon. Sie wurden sofort gepackt und zu den Offizieren geführt, die sich in wenigen Minuten zu einem Gerichtshof konstituierten. Zehn Minuten später war das Urteil schon vollzogen; fünf starke Männer lagen mit verbundenen Augen und von Kugeln durchlöchert tot am Boden.

Je sechs von uns Soldaten hatten an je einem der fünf das Urteil zu vollziehen, und leider gehörte auch ich zu diesen dreißig. Der Verurteilte, den wir sechs zu erschießen hatten, war ein großer, schlanker Mann von ungefähr vierzig Jahren. Er zuckte mit keiner Wimper, als ihm die Augen verbunden wurden. Im Garten eines Nachbarhauses wurde er mit dem Rücken an das Haus gestellt, und nachdem der Hauptmann uns gesagt hatte, daß es unsere Pflicht sei, gut zu zielen, um dem Trauerspiele ein schnelles Ende zu bereiten, nahmen wir sechs Schritte vor dem Verurteilten Aufstellung. Der uns kommandierende Feldwebel hatte uns vorher gesagt, daß wir den Verurteilten durch die Brust zu schießen hätten. Jetzt bildeten wir zwei Glieder, die hinter einander zu stehen kamen. Das Kommando „Laden und sichern!" ertönte, wir schoben fünf Patronen in die Gewehre. Dann kam „Zum Schuß fertig!" — das erste Glied kniete sich nieder, das zweite nahm Anschlagstellung ein. Jetzt hatten wir das Gewehr so, daß der Lauf nach vorn zeigt und der Kolben in Hüfthöhe stand. „Leeegt aaaan!" und langsam legten wir an, zogen das Gewehr fest ein, preßten die Kolbenplatte an die Schulter und mit der Wange am Kolben umschraubten wir krampfhaft den Kolbenhals. Unser rechter Zeigefinger befand sich am Abzug, der Feldwebel hatte uns zirka eine halbe Minute

Zeit zum Zielen gelassen, ehe das Kommando „Feuer!" ertönte.

Ich weiß heute noch nicht, ob unser Opfer sofort tot war oder wieviel Kugeln von den sechs getroffen hatten. Den ganzen Tag lief ich wie im Dusel umher und machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich als Henker fungiert hatte. Lange Zeit habe ich es vermieden, mit Kameraden darüber zu sprechen, denn ich fühlte mich schuldig. Und doch — was konnten wir Soldaten anderes tun, als den „Befehl" auszuführen? . . . .

Ein Kapitel von der Disziplin und ihrem Nutzen

Hier in Vertrix war es schon in der vorhergehenden Nacht zu Zusammenstößen zwischen deutschem Militär und der Bevölkerung gekommen. In allen Teilen der Stadt brannten Häuser. Auf dem Marktplatz lag ein großer Haufen Gewehre und Revolver aller Modelle. Im Hause des Pfarrers hatte man ein französisches Maschinengewehr und Munition gefunden, worauf Pfarrer und Köchin verhaftet und jedenfalls sofort abgeurteilt wurden.

Unter solchen Umständen waren wir herzlich froh, wieder aus Vertrix herauszukommen; am Nachmittag ging's weiter. Nach einem Marsche von fünf Kilometer machten wir Halt und bekamen Essen von der Feldküche. Aber diesmal wollte es gar nicht schmecken. Die Erinnerung an die Vorfälle vom Morgen wirkte so niederdrückend auf uns alle, daß es ein rechter Leichenbitterschmaus wurde. Dann setzten wir uns wieder stillschweigend in Bewegung, um am Abend auf freiem Felde Biwak zu beziehen, da wir zu müde waren, um Zelte aufzuschlagen.

Hier versagte zum erstenmale alle Disziplin. Die Befehle der Offiziere, Zelte zu bauen, wurden gar nicht beachtet, die Leute waren zum Umfallen müde und ließen die Offiziere befehlen und schwatzen, was sie wollten. Jeder wickelte sich in seinen Mantel ein, legte sich da, wo er sich gerade befand, hin, und wenn man lag, schlief man auch schon. Die Offiziere rannten wie besessen herum und schrien ihre Befehle zum Aufschlagen der Zelte mit verdoppelter Energie den hundsmüden Soldaten in die Ohren. Aber vergebens. Die „Herren" Offiziere hatten ja alles „zu Pferd" mitgemacht und besaßen anscheinend noch nicht die nötige Bettschwere und das Bedürfnis, schlafen zu gehen. Als ihr Schreien und Rufen nichts nützte, bemühten sie sich höchst eigenhändig, in-

dem sie uns rüttelten und schüttelten. Aber sofort, wie sie einen von uns munter hatten, schlief der vorige schon wieder ein. So hörten wir wohl noch eine Weile: „He, Sie da, stehen Sie auf, antreten zum Zeltbau!" Worauf dann immer die stereotype Antwort erfolgte: „Ja, ja, sofort!" Hierauf wälzte man sich seelenruhig auf die andere Seite und schlief weiter. Auch mich versuchte man wachzuschütteln, aber nachdem ich dem Leutnant ein paar derbe Verwünschungen nachgerufen hatte — an denen es an diesem Abend von keiner Seite mangelte —, schlief ich den Schlaf des Gerechten weiter.

Zum erstenmal hatte die blinde Disziplin versagt; der Körper war so erschlafft, daß er einfach nicht fähig war, den gehorsamen Hundeknechen weiter zu machen. . . .

Wir waren von dem Marsche stark erhitzt und nachts war es kalt. Wir froren, daß die Zähne klapperten, und einer nach dem andern stand auf, um sich durch Bewegung zu erwärmen. Stroh war ja keins vorhanden, und der dünne Mantel bot nur geringen Schutz. Die Offiziere schliefen in Schlafsäcken und wollenen Decken.

Nach und nach waren alle aufgestanden, denn der Mehltau hatte die Tuchanzüge durchnäßt; es war höchst ungemütlich. Truppweise standen die Leute zusammen und kritisierten die Vorgänge vom vorhergehenden Tage. Die große Mehrzahl war der Ansicht, man solle den Offizieren deutlich zu verstehen geben, daß es ihnen in Zukunft nicht mehr so leicht werden würde, ihre Schindereien durchzuführen. Ein älterer Reservist schlug vor, den Befehl, einen Verurteilten standrechtlich zu erschießen, in Zukunft einfach nicht mehr auszuführen, und meinte, wenn wir alle zusammenhielten, könnte uns gar nichts passieren. Wir baten ihn aber, vorsichtig zu sein, denn, würden derlei Aeußerungen berichtet, so werde man ihn wegen Aufwiegelung ohne viele Umstände erschießen. Trotzdem waren wir uns wohl alle einig, daß uns der Reservist aus der Seele gesprochen hatte. Die Erbitterung war allgemein, aber man wollte und durfte keine Unvorsichtigkeit begehen. So viel hatten wir doch schon in den paar Kriegstagen gelernt, daß der Krieg verroht und daß die rohe Gewalt das Rechte von dem Unrechten nicht mehr zu unterscheiden vermag; mit ihr aber hatten wir zu rechnen.

Inzwischen kam die Zeit des Weitermarschierens, und wir hatten noch Kaffee zu trinken und das Gepäck zu ordnen. Als wir zum Abmarsch fertig waren, hielt uns der Hauptmann erst eine Ansprache, in der er auf die Gehorsamsverweigerung vom Abend vorher zu sprechen kam. „Ich nehme an," sagte er „daß ihr es in eurer Dummheit getan habt. Denn, wäre ich anderer Ansicht, so würde ich euch allesamt vor ein Kriegsgericht stellen, und ihr wäret für euer ganzes Leben unglücklich. In Zukunft aber," fuhr er nach einer kleinen Gedankenpause fort, „halte ich euch die Zügel so straff, daß Fälle, wie dieser, nicht mehr vorkommen können, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich eurer nicht Herr werden könnte. Befehl bleibt Befehl, auch wenn man sich einbildet, man wäre zu müde!"

Wir schlossen uns der Mörserbatterie wieder an und setzten unsern Marsch fort. Die Gegend, welche wir jetzt durchzogen, war ziemlich öde und eintönig, so daß dieser Teil des Marsches wenig Abwechslung bot. Die wenigen, ganz kleinen Dörfer, die wir jetzt passierten, waren durchweg von den Einwohnern verlassen und die ärmlich aussehenden Wohnungen waren größtenteils verwüstet. Lange Züge von Flüchtlingen begegneten uns freilich fortwährend. Diese Leute waren in der Regel mit der französischen Armee geflüchtet und kehrten nun zurück, um zu Hause eine von roher Kriegshand zerstörte Wohnung vorzufinden. Nach einem von Ruhepausen und Biwaks unterbrochenem längeren Marsch näherten wir uns dem ziemlich großen belgisch-französischen Grenzdorfe Sugny, das noch auf belgischem Gebiete liegt.

Es war gegen 12 Uhr mittags, und obwohl der immer stärker werdende Kanonendonner die Entwicklung einer neuen Schlacht ahnen ließ, hofften wir doch über Nacht im Orte bleiben zu können. Gegen 1 Uhr zogen wir ein und wurden wieder in einer großen Scheune einquartiert. Die meisten Soldaten verzichteten auf das Essen aus der Feldküche und „requirierten" sich Eier, Hühner, Gänse, ja selbst kleine Schweine, so daß bald ein allgemeines Abkochen begann. Ueberall dampften Kochgeschirre. Leider hatten die meisten den Einwohnern die Tiere und Lebensmittel ohne Bezahlung fortgenommen.

Mehrere Soldaten kamen mit Weinfässern und Flaschen an, die sofort — trotz der Mahnungen und Warnungen der Einsichtigeren — geköpft und geleert wurden. Die natürliche Folge war denn auch, daß mehrere Unteroffiziere und Mannschaften sehr bald fast sinnlos betrunken waren. Der Eigentümer „unserer“ Scheune hatte noch drei halbgroße Schweine. Einer dieser betrunkenen Unteroffiziere versuchte, eines dieser Schweine mit einem stumpfen Taschenmesser abzuschlachten. Er hatte die arme Bestie beinahe zu Tode gequält, als er von nüchternen Soldaten dabei betroffen wurde. Dem Tier wurde durch einen Schuß in den Kopf der Garaus gemacht, der Unteroffizier aber mußte sich schleunigst schlafen legen. Doch das war nur ein Beispiel und nicht etwa das schlimmste, denn die Einwohner von Sugny hatten viel unter der Trunkenheit unserer Leute zu leiden. Offene und heimliche Plünderungen der Gärten, Ställe und Wohnungen dieses Ortes waren an der Tagesordnung, und da den Soldaten hier so ziemlich freie Hand gelassen wurde — ganz gleich, was sich ereignete und wie viel Beschwerden einliefen —, so konnte es natürlich nicht besser werden.

Die Bevölkerung von Sugny war zu bedauern. Erst hatten sie die auf der Flucht durchziehenden französischen Soldaten — die Verbündeten der Belgier — ausgeplündert, hatten alles mitgenommen, was sie nur in Eile zusammenpacken konnten, und nun taten es die Deutschen nicht besser.

In einer Familie von sieben Köpfen wurde uns erzählt, daß die Franzosen alles Brot und Fleisch hatten mitgehen heißen. Alle Schränke und Fächer hatten sie durchstöbert und sogar die goldenen Uhren der Töchter gestohlen. Solches und ähnliches wurde uns von mehreren Einwohnerfamilien erzählt, und was wir zuerst nicht für möglich gehalten, das erlebten wir jetzt von unserer Seite mit eigenen Augen; auch unsere so gut trainierten Soldaten raubten, plünderten, stahlen. Der Krieg macht keinen Unterschied zwischen Freund und Feind. . . .

Das Geschützfeuer, das man hier sehr gut hören konnte, hielt die Einwohner in ständiger Angst und Aufregung, so daß es uns schließlich ganz verständlich wurde, wenn wir hörten, daß die Leute zu Gott beteten, er möchte doch ja so gütig sein, die Deutschen siegen zu lassen. Ein alter Gast-

wirt erklärte mir das in ziemlich geläufigem Deutsch: „Sehen Sie, nicht etwa, daß wir für Deutschland wären. O, Gott bewahre. Wir sind einmal Belgier und sind daran so gewöhnt, daß es uns schon lieber ist, wir bleiben bis an unser Lebensende Belgier. Aber, wenn jetzt die Deutschen zurückgehen müßten, dann kommen die Franzosen noch einmal nach, und unser Dorf wird wieder zum Schauplatz einer Schlacht. Das Bißchen, was uns jetzt noch geblieben ist, wird dann auch noch in Flammen aufgehen. Deshalb müssen die Deutschen siegen." Und er betete von neuem.

Diese Gegend hatte zweimal die Franzosen beherbergt und zum Schluß noch uns Deutsche. Es war daher nicht verwunderlich, wenn die Bevölkerung Not und Hunger litt, und oft haben wir unser Brot an die schwergeprüften Menschen verteilt. Mit noch zwei Kameraden hatte ich meine „eiserne Portion" (Fleisch- und Gemüse-Konserven mit einem Sack Zwieback) an eine mit acht Kindern „gesegnete" Frau verschenkt. Weil uns die „Eiserne" beim Appell fehlte, mußte jeder von uns für den schwachen Beweis unserer Nächstenliebe zwei Strafwachen „schieben". Unser Halbzugführer, Leutnant der Reserve Spahn, meinte, so etwas wie Mitleid wäre Blödsinn, und wenn die Frau acht Kinder hätte, so wäre das ihre Sache. Dann schloß er wörtlich mit großem Nachdruck: „Im Kriege ist sich jeder selbst der Nächste, auch wenn alles andere um ihn herum verreckt."

Ein anderer Soldat bekam vierzehn Tage strengen Arrest. Er war auf dem Wege, um einer hungernden armen Familie Brot zu bringen und trug sechs der kleinen Kommisbrote auf dem Arm, die er unter den Soldaten zusammengebettelt hatte. Derselbe Leutnant Spahn begegnete ihm in Begleitung einiger Unteroffiziere. Auf die Frage Spahns, wo er mit dem Brot hin wolle, erklärte ihm der Pionier, daß er zu einer Familie gehe, die tatsächlich Hunger leide. Der Leutnant erteilte ihm hierauf den Befehl, das Brot unverzüglich zur Kompagnie zurückzubringen. Dann überschüttete er ihn mit allen nur denkbaren „militärischen" Ausdrücken, wie „Sind wohl verrückt?", „Kamel!" „dummer Hammel!" „Kaffer!", „Idiot!" usw. Als der Soldat sich dennoch nicht irre machen ließ, sondern weitergehen wollte, donnerte ihm der Leutnant den Befehl nochmals ins Ohr, woraufhin sich der Soldat umdrehte, dem „Herrn" Leutnant Spahn das

Brot vor die Füße warf und ihm ruhigsten Tones von der Welt sagte: „Die Kaffern und Idioten müssen ihr Blut verspritzen, um auch Ihre Junkerfamilie vor dem Elend zu bewahren, das diese arme Bevölkerung betroffen hat."

Daß der Pionier wegen „ungebührlichen Benehmens gegen einen Vorgesetzten unter erschwerenden Umständen" nur vierzehn Tage strengen Arrests erhielt, war ein Wunder; er war in der Tat noch sehr gut weggekommen.

Nach dem Kriegsgesetze mußte er seine Strafe wie folgt verbüßen: Wenn die Kompagnie nach einem Gefecht, nach einem Marsch oder abends zur Ruhe ging, dann mußte sich der Mann bei dem wachthabenden Unteroffizier der Orts- oder Lagerwache melden, vierzehn Tage lang, jeden Tag. Er mußte sich, während die Kompagnie ruhte und sich die Mannschaft frei bewegen konnte, auf der Wachtstube aufhalten, durfte diese nur zur Befriedigung von Bedürfnissen — und auch dann nur mit Erlaubnis des wachthabenden Unteroffiziers und in Begleitung eines zur Wache gehörenden Soldaten — verlassen. Durfte weder rauchen noch lesen, an keiner Unterhaltung teilnehmen, nicht sprechen, erhielt das Essen von der Wache und mußte bis zum Abmarsch der Kompagnie auf der Wachtstube verbleiben. Dazu kommt, daß er jeden Tag zwei volle Stunden lang an einen Baum oder einen sonstigen Gegenstand festgebunden wird. Er wird mit Stricken geknebelt und muß (auch wenn er schon einen Marsch von 50 Kilometer hinter sich hat oder in einem Gefecht für dasselbe „Vaterland", das ihn mit Stricken knebelt, sein Leben einsetzte) die zwei Stunden stehend zubringen.

Die Erbitterung wuchs und hatte schließlich, infolge der vielen und harten Strafen, die verhängt worden waren, solchen Umfang angenommen, daß sich die meisten Soldaten weigerten, ihre Kameraden zu knebeln. Auch ich weigerte mich, und als ich es trotz wiederholter Befehle nicht tat, wurde ich als „ganz und gar verstockter Sünder" wegen „Nichtausführens eines erteilten Befehls" und wegen „Verharrens im Ungehorsam" ebenfalls zu vierzehn Tagen strengen Arrests verurteilt.

Mann gegen Mann

Wir verließen Sugny am andern Morgen und schon eine Stunde später überschritten wir die belgisch-französische Grenze. Auch hier mußten wir dreimal „hurra" rufen. Die Grenze befindet sich hier im Walde, und am Ausgange des Waldes brachten wir die 21 Zentimeter-Mörser in Stellung.

Unsere Truppen waren bei dem französischen Dorfe Vivier-au-Court mit der feindlichen Nachhut im Gefecht. Wir wurden zur Verstärkung herangezogen, und nach fünfstündigem Kampfe gingen auch die letzten Gegner bis an die Maas zurück. Vivier-au-Court hatte fast gar nicht gelitten, als wir es gegen Mittag besetzten. Unsere Kompagnie machte hier wieder Halt, um auf die Mörserbatterie zu warten.

Wir gingen inzwischen ins Dorf, um etwas Eßbares aufzutreiben. Nachdem wir in mehreren Häusern gewesen, kamen wir auch zu einer Lehrerfamilie. Vater und Sohn waren Soldat; zwei Töchter von etwa 20 und 22 Jahren waren mit der Mutter allein. Die Mutter war äußerst scheu und alle drei weinten, als wir die Wohnung betraten. Die älteste Tochter empfing uns mit großer Freundlichkeit und, zu unserm Erstaunen, in tadellosem Deutsch. Wir bemühten uns, die Frauen zu beruhigen und baten sie, doch nicht zu weinen; wir würden ihnen sicher nichts tun, versicherten wir immer wieder und erzählten ihnen allerlei Schnurren, nur um sie auf andere Gedanken zu bringen.

Einer meiner Kameraden erzählte, daß wir morgens im Gefecht sieben Mann verloren hätten, sowie, daß mehrere unserer Leute verwundet worden waren. Dadurch steigerte sich die Erregung der drei Frauen noch mehr, was uns freilich recht unbegreiflich war. Schließlich erklärte uns das eine der Mädchen, das sich am ehesten beruhigt hatte, warum sie sich in so hochgradiger Erregung befänden. Das Mädchen

war über zwei Jahre in einem Pensionat in Charlottenburg gewesen, und ihr Bruder, der in Berlin als Techniker tätig war, hatte sich am Ende ihrer Pensionszeit drei Monate Urlaub genommen und seine Schwester nach Hause begleitet. Beide hatten sich wohlgefühlt in Deutschland, und nur der plötzlich ausgebrochene Krieg hatte die Rückkehr des jungen Technikers nach Berlin verhindert. Er mußte nun in die französische Armee eintreten und diente in derselben Kompagnie, in der sein Vater Reserveoffizier war.

Nach kurzer Pause fuhr das Mädchen fort: „Vater und Bruder sind heute morgen noch hier gewesen; sie haben gegen euch mitgekämpft, und es mag eine ihrer Kugeln gewesen sein, die eure Kameraden zu Boden streckte. O, wie schrecklich ist das nicht! Jetzt sind sie, die nur Achtung und Freundschaft für die Deutschen kannten, fort, und so lange, wie die Deutschen zwischen ihnen und uns sind, werden wir nicht hören können, ob sie leben oder tot sind. Wer hat nur diesen furchtbaren Krieg, dieses barbarische Verbrechen auf seinem Gewissen?“ Tränen erstickten ihre Stimme, und auch unsere Augen blieben nicht trocken. Die Lust zum Essen war uns vergangen; nach einem stummen Händedruck schlichen wir uns von dannen.

Bis zum Abend blieben wir im Dorf, wo wir uns frei bewegen konnten. Am Nachmittag wurden neun Mann meiner Kompagnie verhaftet, weil sie sich angeblich an einer Frau vergriffen hatten. Sie wurden entwaffnet und auf der Ortswache festgehalten, ebenfalls einige Infanteristen. Sieben Mann meiner Kompagnie kehrten am Abend zurück; was aus den anderen beiden geworden, konnte ich niemals erfahren.

Zu dieser Zeit herrschte unter uns Soldaten eine große Tabaknot, und ich weiß, daß für eine Zigarette eine Mark und mehr bezahlt wurde, wenn man nur überhaupt welche bekommen konnte. Hier in Vivier-au-Court gab es nur einen vom Staat angestellten Tabakverkäufer. Ich habe gesehen, wie dieser Mann von Unteroffizieren mit vorgehaltenem Revolver gezwungen wurde, seinen ganzen Vorrat an Tabak gegen einen wertlosen Requirierungsschein abzugeben. Die „Herren“ haben später den Tabak für eine halbe Mark pro Paketchen verkauft.

Gegen Abend marschierten wir ab und brachten die Mörserbatterie in eine neue Stellung, von wo aus die feindlichen Stellungen an der Maas beschossen wurden.

Nach kurzem Marsch kamen wir mit den Franzosen nordöstlich von Donchery ins Gefecht. Diesseits der Maas befand sich nur noch die feindliche Nachhut, die die Aufgabe hatte, den Uebergang der Hauptteile der französischen Armeen über die Maas, der fast ausschließlich bei Sedan und bei Donchery vorgenommen wurde, zu decken. Wir blieben dem Gegner, der sich erst nach Einbrechen der Dunkelheit gänzlich zurückzog, fest auf den Fersen. Die wenigen noch vorhandenen Brücken gestatteten ihm nicht, seine Kräfte auf einmal so schnell, wie das in seinem Interesse erforderlich gewesen wäre, zurückzunehmen. So kam es denn in dem gänzlich in Flammen stehenden Donchery zu einem ungewöhnlich mörderischen nächtlichen Straßenkampfe. Die Franzosen kämpften mit ungeheurer Anstrengung; es kam zu einem entsetzlichen Morden. Mann gegen Mann! Dieses „Mann gegen Mann!" ist das Furchtbarste, was ich im Kriege erlebt habe. Niemand weiß nachher zu sagen, wieviel Mann er getötet hat. Man hat seinen Gegner, der manchmal stärker, manchmal schwächer ist als man selbst, gepackt. Beim Schein der brennenden Häuser sieht man, daß das Weiße in seinem Auge rot ist; vor dem Munde steht ihm dicker Schaum; ohne Kopfbedeckung, mit wirrem Haar, die Uniform offen und meistens zerfetzt, sticht, haut, kratzt, beißt und stößt man um sich wie ein wildes Tier. Es geht auf Leben und Tod, man kämpft um sein Leben, Pardon wird hier nicht gegeben. Man hört nur den keuchenden, stöhnenden, stoßweisen Atem; man denkt nur an sein Leben, an den Tod, an zu Hause — fieberhaft schnell, im Wirbelwind der Gedanken jagen alte Erinnerungen an einem vorüber. Und doch wird man immer wilder, denn die Ermattung will über einem Herr werden; das aber darf nicht sein — nur jetzt nicht. Und noch einmal geht es von neuem los; wieder wird gehauen, gestochen, gebissen. Ohne Gewehr, ohne Waffen — auf Tod und Leben. Du oder ich — ich? ich? Nein — du. Immer übermenschlicher wird die Kraftanspannung, jetzt, einen Stoß, einen tüchtigen Biß, und du bist Sieger; Sieger für die Sekunde, denn schon überfällt dich der nächste, der eben einem deiner Kameraden de. Garaus gemacht . . . Da fällt dir ein, daß du ja noch den Dolch bei dir hast. Nach

hastigem Suchen findest du ihn an der vorschriftsmäßigen Stelle. Eins, zwei, drei — und tief senkt er sich in die Brust des Anderen.

Weiter, weiter, da kommen wieder neue Feinde, wirkliche Feinde. Wie nahe dir auf einmal der Gedanke kommt: das da ist d e i n Feind, er trachtet dir nach dem Leben, er beißt, stößt und kratzt, um dich unterzukriegen, um dir seinen Dolch in das Herz zu jagen. Und wieder gebrauchst du deinen Dolch. Gott sei Dank! Er liegt am Boden. Gerettet! ... Doch, halt, den Dolch muß ich wieder haben; ich zieh ihn aus der Brust — ein Strom warmen Blutes schießt aus der klaffenden Wunde mir ins Gesicht. Menschenblut, warmes Menschenblut! Man schüttelt sich, entsetzt sich nur für Sekunden, der nächste ist schon da — von neuem gilt es, sich zu wehren. Wieder und wieder beginnt das wahnsinnige Morden; immer, immer wieder — die ganze Nacht. . . .

Endlich gegen vier Uhr morgens ergab sich der Rest der Franzosen, nachdem einige Kompagnien Infanterie die Zugangsstraßen zu den Brücken besetzt hatten. Als die Franzosen auf der anderen Seite das merkten, ließen sie, ohne Rücksicht auf ihre eigenen Truppen, die sich noch auf der Brücke befanden, diese in die Luft fliegen. Deutsche und Franzosen wirbelten in die Höhe, Menschen und Körperteile flogen in der Luft herum, Freund und Feind fanden in der Maas ihr nasses Grab.

Nun konnte man mit einiger Ruhe den Schauplatz des nächtlichen Mordens überschauen, Tote und Verwundete, Jammer und Elend, und über und um sie alle Flammen, dicker, qualmender Rauch. Aber man war schon zu verroht, um hier noch Mitleid empfinden zu können, die Menschlichkeit war schon in alle Winde verweht. Das Stöhnen und Wimmern, das Bitten der Verwundeten ließ einen kalt. Einige katholische Schwestern lagen tot vor ihrem Kloster — man sah es und ging weiter. . . .

Das einzige Gebäude, das in Donchery unversehrt blieb, war die Kaserne der 23. französischen Dragoner. Uns blieb jedoch nicht lange Zeit, Recherchen anzustellen, denn schon um sieben Uhr fing die französische Artillerie an, Granate auf Granate ins Dorf zu werfen. Wir verschanzten uns hinter einer dicken Gartenmauer, direkt vor der Maas. Das Ufer der Maas war hier flach, das uns gegenüberliegende dage-

gen steil in die Höhe gehend. Hier hatte sich die französische Infanterie verschanzt und an dem Abhang drei Stellungen etagenförmig übereinander angelegt. Da die Artillerie des Gegners zu weit schoß, kamen wir nicht in das Feuer. Dagegen hatten wir Gelegenheit, die Wirkung der Geschosse unserer eigenen Artillerie zu beobachten, die die feindlichen Infanteriestellungen am Abhange vor uns beschoß. Die Geschosse schwirrten über unseren Köpfen hinweg und krepierten — es waren 21 Zentimeter-Granaten — mit furchtbarem Getöse, um jedesmal im feindlichen Graben entsetzliche Verheerungen anzurichten.

Diesem Geschoßhagel konnten die Franzosen nicht lange widerstehen. Sie wichen zurück und ließen alle Maashöhen im Stich. Die Stadt Sedan hatten sie ohne Kampf geräumt; tatsächlich blieb es auch — im Gegensatz zu dem gänzlich zerstörten Donchery — vollkommen erhalten. Kaum ein Haus hatte dort gelitten. Als in Donchery zum Sammeln geblasen wurde, ergab es sich, daß meine Kompagnie in diesem Gefecht dreißig Mann verloren hatte. Hinter der Dragonerkaserne wurde Aufstellung genommen, und unsere inzwischen auf neunzig Mann zusammengeschmolzene Kompagnie erhielt den Befehl, an einer uns noch unbekannten Stelle den Versuch zu machen, eine Pontonbrücke über die Maas zu bauen. Nachdem wir durch achtzig Mann der 2. Kompagnie verstärkt worden waren, marschierten wir, um die Aufmerksamkeit des Feindes nicht auf uns zu lenken, in kleinen Trupps ab. Nach einstündigem Marsche machten wir in einem kleinen Wäldchen, zirka zweihundert Meter von der Maas entfernt, Halt und konnten bis zum Einbruch der Dunkelheit rasten.

Als es bereits dunkel geworden war, kam quer über das Feld der Brücken-Train angefahren — es war der Divisions-Brückentrain —, um bald darauf vom Korps-Brückentrain zur Reserve gefolgt zu werden. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen und die Hauptvorarbeiten — wie das Setzen des Brückenbockes und der Landsteg — fertig waren, fuhren die einzelnen Pontonwagen geräuschlos vor, um ebenso geräuschlos und blitzschnell abgeladen zu werden. Wir hatten bereits vier Pontons, d. h. 20 Meter Brücke fertig, ohne daß uns der Gegner bemerkt hatte. Alles ging gut. Da plötzlich traten die fahrbaren Scheinwerfer der Feinde

in Aktion und suchten spähend den Fluß ab. Obwohl wir uns da, wo wir gerade standen, platt hingelegt hatten, mußte der Gegner uns bemerkt haben, denn die Scheinwerfer suchten hin und her und hielten schließlich unsere Brückenstelle unter fortwährender Beleuchtung. Wir waren entdeckt. Kaum, daß wir wußten, was vorging, schlug auch schon eine Artilleriesalve links und rechts von uns ins Wasser. Wir lagen noch immer platt auf dem Boden, als wieder vier Schüsse einschlugen. Diesmal etwas näher an der Brücke und ein Schuß in das Ufer.

Sofort folgte eine dritte Salve und zwei Schuß trafen direkt die Brücke. Einige Pioniere fielen ins Wasser und zwei lagen tot auf der Brücke; die im Wasser schwammen ans Land und kamen mit einem kalten Bade davon. Nur einer ertrank, und zwar war es derselbe, von dem ich früher erzählte, daß er von den Kameraden verachtet wurde, weil er einer armen Frau in Belgien durch einen Stein, den er durchs Fenster in die Wohnung geworfen, ein Kind verletzt hatte.

Trotz dem andauernden und heftigen Artilleriefeuer bargen wir die beiden Toten und brachten sie an Land. Die Brücke war sehr beschädigt, sodaß keine andere Wahl blieb, als die zerschossenen Pontons durch neue zu ersetzen. Nachdem das Artilleriefeuer etwas ruhiger geworden, begannen wir zum zweiten Male das schwierige Werk. Kaum aber hatten wir damit angefangen, als wieder eine Salve einschlug und die Brücke schwer beschädigte; glücklicherweise erlitten wir jetzt keine Verluste. Wir erhielten nun den Befehl, uns zurückzuziehen, um nach Verlauf einer kurzen halben Stunde wieder von neuem zu beginnen.

Die feindlichen Scheinwerfer hatten gelöscht, sodaß wir etwa zehn Pontons unbehelligt in die Brückenlinie bringen konnten. Da aber wurden wir plötzlich wieder von Artilleriegeschossen überschüttet; die feindlichen Patrouillen waren auf uns aufmerksam geworden. Mehrere Batterien hatten gleichzeitig das Feuer auf uns eröffnet und nach Verlauf von zehn Minuten war die ganze Arbeit nur noch ein Trümmerhaufen sinkender Pontons; zwölf Mann wurden getötet.

Jetzt erhielten wir Befehl, abzurücken; nur acht Mann blieben zur Bergung der Toten und Verwundeten zurück, wir aber setzten uns in Bewegung, um aus der Gefahrzone

herauszukommen. Nachdem wir etwa zwei Kilometer stromaufwärts marschiert waren, wurde Halt gemacht, und wir sahen, daß der Korpsbrückentrain schon wieder zur Stelle war. Es wurde uns erklärt, daß wir die einzelnen Brückenglieder am Land fertigstellen würden. Diese Brückenglieder, aus je zwei Pontons bestehend, wurden fest verschnürt, mit Ankern und allem Gerät versehen, auf dem Lande fertig gestellt und dann ins Wasser gelassen. Die inzwischen festgestellte Brückenstelle wurde uns bekannt gegeben, und mit Aufbietung aller Kräfte ruderten wir stromabwärts der Brückenstelle zu.

Der Gegner, der von dieser List keine Kenntnis hatte, ließ uns unbehelligt, und in rascher Aufeinanderfolge erreichten alle die einzelnen Brückenglieder die Brückenstelle. In rasender Eile wurden die einzelnen Glieder eingefahren und mit einander verbunden. In nicht ganz zwanzig Minuten war alles notdürftig in Ordnung, und die bereitstehende Infanterie stürmte über die zur Dämpfung des Geräusches dick mit Stroh bedeckte Brücke.

Zu gleicher Zeit hatte an verschiedenen Stellen auch ein Uebersetzen mittels Pontons begonnen, und ehe sich die Franzosen recht klar darüber waren, was eigentlich vorging, war das jenseitige Ufer von unseren Truppen besetzt und bald fest in ihrer Hand.

Die französische Artillerie und Infanterie eröffnete nun ein rasendes Feuer auf die übersetzenden Pontons. Wir Pioniere, die wir die einzelnen Pontons der Brücke besetzt hielten, wurden zum größten Teil abgelöst und durch Infanterie ersetzt, aber als Rudermannschaft auf die übersetzenden Pontons verteilt. Ich kam als Steuermann in ein Ponton und mit vier Mann an den Riemen (Ruder) und achtzehn Infanteristen als Besatzung, begannen wir unsere erste Ueberfahrt in einem wahren Höllenfeuer feindlicher Geschosse. Glücklich, mit nur einem leicht verwundeten Pionier erreichten wir das andere Ufer. Ich löste den Pionier ab, und er übernahm jetzt die Steuerung. Auf der Rückfahrt wurde unser Ponton von einigen Infanteriegeschossen getroffen, glücklicherweise aber nur oberhalb der Wasserlinie. Links und rechts von uns kreuzten die Pontons, einige davon in sinkendem Zustande.

Die Pioniere, welche alle schwimmen können, versuchten das Ufer zu erreichen und sprangen einfach in das Wasser, während die Infanteristen massenhaft ertranken. Nachdem wir gelandet und ein neues Ponton besetzt hatten, stießen wir von neuem ab, und mit übermenschlicher Kraft die Ruder durchziehend, machten wir die Reise zum zweiten Male. Diesmal landeten wir mit zwei Toten und einem verwundeten Infanteristen auf der anderen Seite. Wir hatten noch nicht das Ufer erreicht, als auch schon alle Infanteristen ins seichte Wasser sprangen und watend dem Lande zustrebten. Mit den zwei Toten an Bord drehten wir um, um zurückzufahren. Die Hände begannen vom andauernden Rudern empfindlich zu schmerzen und waren bald mit Blut- und Wasserblasen bedeckt; trotzdem aber mußten wir rudern, mochten die Hände noch so sehr anschwellen und schmerzen, jetzt gab's kein Ruhen und Rasten.

Nur noch zirka zwanzig Meter trennten uns vom Ufer, als unser Ponton von mehreren Infanteriegeschossen zugleich unterhalb der Wasserlinie getroffen wurde. Der Eintritt des Geschosses in das Ponton hinterläßt nur eine der Dicke des Geschosses entsprechende Oeffnung, der Austritt in der anderen Seitenwand des Pontons dagegen ist so groß wie eine Hand, wie ein Teller. Infolgedessen begann unser Ponton rapid zu sinken, sodaß uns Pionieren nichts anderes übrig blieb, wie in das eisigkalte Wasser zu springen.

Wir hatten das Boot kaum verlassen, als es auch schon sank; wir erreichten jedoch alle das rettende Ufer. Wir waren gerettet — für einen Augenblick. Trotz der nassen Kleidung mußten wir sofort ein neues Boot besetzen, und ohne recht zu verschnaufen, führten unsere zerfetzten Hände wieder das Ruder.

Kaum die Hälfte des Flusses hatten wir erreicht, als wir mit einem anderen Boote in Kollision gerieten. Das andere Boot, das den Steuermann und zwei Ruderer verloren hatte, rammte uns dermaßen, daß unser Ponton augenblicklich kenterte und neben allen achtzehn Infanteristen noch einen Pionier mit in die Tiefe riß. Wir retteten uns mit vier Mann auf das andere Ponton und steuerten, gänzlich durchnäßt, dem linken Ufer zu. Kaum gelandet, wurden wir beauftragt, ein mit Munition beladenes Ponton überzu-

setzen, und das „lustige" Spiel begann von neuem. Noch zirka fünfmal durchquerten wir die Maas.

Inzwischen war es Tag geworden, und drüben hatte sich zwischen den gelandeten deutschen Truppen und den Franzosen ein furchtbarer Kampf entwickelt, wobei die Deutschen dadurch im Vorteil waren, daß sie von der französischen Artillerie nicht mehr beschossen werden konnten.

Menschen oder Bestien?

Wir erhielten eine kurze Ruhepause und ganz und gar durchnäßt lagen wir in einem alten Schützengraben, am ganzen Leibe vor Kälte zitternd. Die Hände waren uns dick angeschwollen und hatten mehr als das Doppelte ihrer normalen Dicke. Sie schmerzten derart, daß wir noch nicht einmal die Feldflasche zum Munde führen konnten. Es war ein entsetzlicher Anblick, wie wir jungen, starken Leute nun so hilflos und vollkommen gebrochen an der Erde lagen.

Nach kurzer Ruhepause wurden wir zum Absuchen der brennenden Häuser nach Verwundeten kommandiert. Verwundete finden wir jedoch nicht viel, denn die meisten schwerer Verwundeten, die sich nicht mehr selbst hatten in Sicherheit bringen können, waren elendiglich verbrannt und nur die noch übrig gebliebenen Waffenknöpfe und Waffen der Armen gaben davon Kunde, für welches „Vaterland" sie hier den furchtbaren Feuertod erlitten. Bei vielen aber konnte man nicht einmal die Nationalität feststellen; ein Häuflein Asche, ein in Trümmern liegendes Haus waren alles, was von ganzen Familien, ja von ganzen Straßen übrig geblieben.

Nur die meistens gut gewölbten Weinkeller hatten größtenteils den Flammen widerstanden, und der in Flaschen und Fässern glühend heiße Wein war ein willkommener Labetrunk für uns bis auf die Haut durchnäßte und durchfrorene Soldaten. Selbst unter Lebensgefahr, denn viele Keller drohten einzustürzen, förderten die Soldaten den Wein zutage und tranken gierig, so heiß der Wein auch war.

Und sonderbar — wie so oft in der letzten Zeit, so auch hier. Nachdem die Wirkung des heißen Weines zutage trat, nachdem wir uns körperlich frischer, physisch wieder wohler fühlten, machte sich die durch den Krieg bei uns zur zweiten Natur gewordene Brutalität und Roheit wieder in der be=

schämendsten Weise bemerkbar. Die meisten von uns benahmen sich, als ob sie an dem Unerhörten der letzten Stunden gar nicht teilgenommen, als ob sie die entsetzlichen Folgen des furchtbaren Mordens nicht vor Augen und die mit knapper Not entgangene Todesgefahr gänzlich vergessen hätten. Von einer Ehrung der Toten, wie sie uns schon von der Mutter in frühester Kindheit gelehrt wurde, von der natürlichen Scheu, die wir Durchschnittsmenschen unseren Verstorbenen entgegenbringen, war nichts mehr zu bemerken; die Feder würde sich sträuben, wollte ich auch nur versuchen, die Ausdrücke wiederzugeben, die Handgreiflichkeiten zu beschreiben, die sich Soldaten wie Offiziere erlaubten, sobald es sich darum handelte, Nationalität oder Geschlecht der Toten festzustellen. Die Verhältnisse waren eben stärker als wir Menschen, und wieder sagte ich mir, daß es ja doch nur natürlich sei, wenn nach dem täglichen Morden alle menschlichen Gefühle verschwanden und nur der Selbsterhaltungstrieb noch in alter Stärke vorhanden wäre. Je länger der Krieg dauerte, desto mörderischer wurde er und desto bestialischer die Menschen.

Inzwischen hatte das Gefecht zwischen unseren übergesetzten Truppen und denen der Franzosen jenseits der Maas seinen Höhepunkt erreicht. Unsere Truppen hatten große Verluste erlitten, nun kam die Reihe an uns. Die deutsche Artillerie beschoß, als wir übersetzten, die feindlichen Stellungen mit unerhörter Heftigkeit. Wir waren kaum gelandet und eingeteilt, als der Abschnitt, dem wir zugeteilt waren, zum Sturmangriff überging. Die Artillerie schwieg und im Sturmschritt versuchten wir den Abhang zu den feindlichen Stellungen zu stürmen. Bis auf zweihundert Meter konnten wir heran, dann aber traten die französischen Maschinengewehre in Aktion und unter beträchtlichen Verlusten wurden wir zurückgetrieben. Zehn Minuten später stürmten wir zum zweiten Male, um, genau wie vorher, unter großen Verlusten zurück zu müssen. Wir nahmen wieder Stellung in unseren Schützengräben, aber jeder Kampfesmut schien von uns gewichen; stumpfsinnig stierte jeder vor sich hin. Den Mut verlieren, durfte man zwar nicht, obschon die Opfer unserer nutzlosen Sturmangriffe das Feld bedeckten und wir die toten Kameraden fortwährend vor Augen hatten.

Die Artillerie setzte wieder ein, neue Verstärkungen langten an. Nach Verlauf einer halben Stunde stürmten wir zum dritten Male über die Leichen unserer gefallenen Kameraden. Diesmal gingen wir sprungweise vor. Als wir, zirka zwanzig Meter vor dem feindlichen Graben, zum letzten Male Halt machten, nahm der Gegner seine ganze erste Linie zurück. Bald darauf bemerkten wir, daß die Deutschen auf der ganzen Linie vorrückten. Das Rätsel dieses plötzlichen Rückzuges wurde erst später gelöst: die Hauptteile der französischen Armee waren nämlich längst auf dem Rückzuge begriffen; es hatte sich nur um Rückzugsmanöver gehandelt, die uns freilich sehr teuer zu stehen kamen.

Der Gegner räumte in der nächsten Stunde die ganzen Maashöhen. Als wir den Kamm dieser Höhen erreichten, konnten wir mit bloßem Auge ein grauenhaftes Schauspiel beobachten. Die Landstraßen, die der Gegner zum Rückzuge benutzte, waren von uns leicht zu übersehen und in dichten Marschkolonnen zogen die Franzosen ab. Die schwerste uns hier zur Verfügung stehende Artillerie (21 Zentimeter) nahm die abziehenden Kolonnen unter Feuer, und Granate auf Granate fiel in die französische Infanterie und andere Truppenteile. Hunderte französische Soldaten wurden buchstäblich in Stücke gerissen. Man sah ganze Körper und Körperteile in die Luft fliegen, um beim Herunterfallen in den Bäumen der Straßenalleen hängen zu bleiben.

Wir Pioniere erhielten Befehl, uns zu sammeln, und bald ging es weiter hinter den fliehenden Feinden her. Unsere Aufgabe bestand darin, die zerschossenen und aufgewühlten Straßen für unsere Truppen passierbar zu machen, was in der glühenden Mittagssonne umso schwieriger war, als es zuerst hieß, die Toten und Verwundeten beiseite zu schaffen. Tote wurden von zwei Mann an Kopf und Füßen gepackt und in den Straßengraben geworfen. Menschenleichen wurden hier genau so behandelt und — benützt wie beim Brückenbau ein Brett. Ausgerissene Arme und Beine warf man ebenso — im hohen Bogen — in den Graben. Wie oft habe ich nicht seitdem an diese und ähnliche Momente gedacht und mich gefragt, ob ich damals etwas Anstößiges oder auch nur Unmoralisches darin gefunden habe. Immer war das Resultat ein Nein, und ich weiß genau, wie wenig die Soldaten für die Roheiten und Brutalitäten verantwortlich zu

halten sind, die sie alle, ohne alle Ausnahme der Nation, begehen. Sie sind keine Kulturmenschen mehr, sie sind einfach blutdürstige Bestien, denn sonst wären sie schlechte, sehr schlechte Soldaten.

Als in den ersten Kriegsmonaten ein sozialdemokratischer Abgeordneter bekannt gab, er habe sich dazu entschlossen, sich freiwillig zum Heeresdienst zu melden, weil er auf diese Weise dazu beitragen helfen zu können glaube, der Menschlichkeit im Felde zu ihrem Rechte zu verhelfen, da lachten gar manche von uns und spitze Redensarten konnte man grade von unseren Genossen in der Kompagnie hören. Denn darüber waren wir uns alle klar, daß dieser Volksvertreter entweder sehr naiv oder unaufrichtig sein müsse . . .

Auch die toten Pferde und zerschossenen Batterien mußten beseitigt werden. Zur Fortschaffung der Pferdekadaver reichten unsere Kräfte nicht aus; man suchte sich daher ein herumlaufendes, herrenloses Pferd und spannte es vor das tote, dem man am Beine eine Schlinge gemacht hatte, um es auf diese Weise zur Seite bringen zu lassen. Die in den Bäumen hängenden menschlichen Körper ließ man hingegen ungestört hängen. Es war ja auch niemand da, der sich aus solchen „Kleinigkeiten" viel gemacht hätte.

Feldflaschen und Tornister der Toten wurden von uns nach eß- und trinkbaren Gegenständen durchsucht und das Gefundene mit dem denkbar größten Appetit verzehrt; Hunger und Durst sind unerbittliche Mahner, die sich durch sentimentale Anwandlungen nicht abweisen lassen.

Auf dem weiteren Vormarsch fanden wir die Abzugsstraße des Gegners mit fortgeworfenen Gewehren, Tornistern und anderen Ausrüstungsgegenständen dicht besät. Massenhaft bedeckten die an Hitzschlag gestorbenen französischen Soldaten die Straße. Andere wieder hatten sich links und rechts der Straße in das Feld geschleppt und erwarteten hier Hilfe oder Tod. Wir aber konnten ihnen nicht helfen; waren wir doch selbst froh, unseren zerrütteten Körper noch aufrechterhalten zu können. Jedoch selbst wenn wir helfen wollten, wir hätten es nicht gedurft, lautete doch die Parole: vorwärts!

Hier beobachtete ich bei vielen Soldaten, was mir vorher noch niemals aufgefallen war: Neid! Viele meiner Kameraden beneideten die toten Soldaten und wünschten sich an

deren Stelle, damit das Elend ein Ende nähme. Und doch hatten wir alle Angst vor dem Sterben; vor dem Sterben, wohlgemerkt, nicht vor dem Tode! Wir alle sehnten oftmals den Tod herbei, nur vor dem stundenlangen Sterben, das auf dem Schlachtfelde die Regel bildet und den verwundeten, verlassenen Soldaten stückweise sterben läßt, graute uns. Ich habe hunderte in voller Jugendblüte stehende Männer sterben sehen, aber unter diesen allen fand ich keinen einzigen, der gern gestorben wäre. Einem jungen, aus Köln stammenden Pionier namens Kellner, wurde durch einen Granatsplitter der ganze Unterleib derart aufgerissen, daß ihm die Eingeweide bis auf die Erde hingen; in entsetzlicher Pein, unter rasenden Schmerzen, bat er mich, ihm zu versichern, daß er nicht zu sterben brauche. Ich versicherte ihm natürlich, daß seine Verwundung keineswegs eine schwere sei und der Arzt sofort kommen würde, um ihm zu helfen. Als Laie, der vordem niemals mit Krankenbehandlung auch nur das Geringste zu tun gehabt, war es mir klar, daß der Aermste nur noch ein paar schmerzensreiche Stunden zu leben habe — ihm aber brachten meine Worte Beruhigung. Zehn Minuten später war er tot.

Wir mußten weiter und weiter. Der Hauptmann teilte uns mit, wir hätten Befehl erhalten, den abziehenden Gegner so hartnäckig wie möglich zu verfolgen. Ein abfälliges Gemurmel der ganzen Abteilung war die Antwort. Nachdem wir tage- und nächtelang auf den Beinen gewesen, wie die Barbaren gemordet und weder Gelegenheit noch Möglichkeit erhalten hatten, zu essen oder zu ruhen, verlangte man jetzt von uns ausgesaugten Menschen eine hartnäckige Verfolgung. Der Hauptmann wußte denn auch sehr genau, was in uns vorging und versuchte uns durch freundliches Zureden zu beruhigen.

Die Kavalleriedivisionen hatten aus Mangel an Gerät und Brücken die Maas noch nicht passieren können, sodaß die Verfolgung vorläufig aus Fußtruppen und verhältnismäßig kleinen Artillerieparks durchgeführt werden mußte; daher mußten wir auf jeden Fall vorwärts, zum mindesten so lange bis die Kavallerie- und Maschinengewehr-Abteilungen weiter stromabwärts in Sedan selbst die intakt gebliebenen Brücken passiert hätten. In der Gegend von Sommepy hatte die französische Nachhut wieder Front gemacht. Als

vier Batterien unserer Artillerie hier in Stellung gingen, wurde unsere Kompagnie mit zwei Infanteriekompagnien mit Maschinengewehren zur Deckung der Artillerie kommandiert.

Die Artillerieoffiziere hielten die drei zur Deckung kommandierten Kompagnien für unzureichend, weil durch Flieger die Anwesenheit starker feindlicher Kavalleriemassen festgestellt war und ein Reiterangriff befürchtet wurde. Trotzdem konnte eine weitere Verstärkung wegen augenblicklichen Truppenmangels nicht gestellt werden, und so blieb nichts anderes übrig, als uns so gut wie möglich in Stellung zu bringen. Wir gruben uns leicht ein, links, rechts und vor den Batterien in einer halbmannshohen Tannenschonung; die Maschinengewehre wurden eingebaut und eingerichtet und Munition in reichem Maße zur Hand gelegt. Noch nicht mit unsern Vorarbeiten zu Ende, sausten schon die Granaten unserer Artillerie über unsere Köpfe in die feindlichen Reihen hinein. Die Tannenschonung verbarg uns vor dem Feinde, aber ein Wäldchen, das sich zirka 500 Meter vor uns befand, verlegte uns jede weitere Aussicht.

Wir erhielten jetzt Instruktion, wie wir uns bei bei einem eventuellen Reiterangriff zu verhalten hätten. Ein alter weißhaariger Major der Infanterie hatte das Kommando übernommen. Wir Pioniere wurden auf die Infanterie verteilt, aber unsere „tapferen" Herren Offiziere waren sehr plötzlich verschwunden. Die Vaterlandsverteidigung ist, ihrer Ansicht nach, wahrscheinlich nur die Sache des gemeinen Soldaten. Da die „Herren" nur zum Kommandieren da sind, wir aber für dieses Unternehmen Infanterie-Offizieren unterstellt wurden, so sind sie überflüssig geworden und haben sich auf „französisch"empfohlen.

Es trifft das freilich nur auf Pionier-Offiziere zu, die, weil ihre Soldaten auf Infanterie- oder Jägerabteilungen verteilt werden, am direkten Kampf fast niemals teilnehmen. Sie — das war wenigstens bei unseren „Herren" Offizieren während meiner ganzen 14monatlichen Kriegstätigkeit der Fall — hielten sich stets weit ab vom Schuß in bequemer Sicherheit. Daß dasselbe auch auf viele Infanterie-Hauptleute und fast alle höheren Militärs zutrifft — Majore, Obersten etc. nehmen überhaupt an keinem Sturmangriff teil — wurde mir von vielen Soldaten bezeugt; verschie-

dentlich habe ich es auch selbst mit meinen eigenen Augen beobachtet.

Unsere Instruktion lautete wie folgt: Bei einem etwaigen Reiterangriff hat alles ruhig zu bleiben, Gewehr im Anschlag und sich keiner sehen lassen! Nicht früher das Feuer eröffnen bis ein Maschinengewehr, das der Major selbst befehligt, in Tätigkeit tritt, dann aber ein lebhaftes Schnellfeuer, was die „Knarre" halten kann; dabei das ruhige, aber kurze Zielen nicht vergessen . . .

Unsere Batterien feuerten sehr heftig, und ihr Feuer wurde von einem hoch über ihnen kreisenden Doppeldecker geleitet, der durch Leuchtraketen, die natürlich nur den Eingeweihten verständlich waren, Signale gab.

Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, und wir glaubten beinahe, daß wir diesmal Glück hätten und aus dem Feuer bleiben würden. Da wurde es plötzlich lebendig. Einer stößt den anderen an und aller Blicke richten sich auf den 500 Meter vor uns liegenden Waldrand. Zu beiden Seiten des Wäldchens stürzten unübersehbare Reitermassen, die sich vor dem Wäldchen zu einer Reitermasse vereinigten, auf uns zu. In rasendem Galopp nähert sich der unübersehbare lebendige Klumpen unserer Linie. Bei einem unwillkürlich nach rückwärts geworfenen Blicke bemerke ich, daß unsere Artillerie das Feuern vollständig eingestellt hat und die Bedienung den Karabiner hantiert, um ihre Geschütze zu verteidigen.

Doch schneller als ich es erzählen kann, näherte sich das Unheil; ohne recht zu denken, betastete ich meinen Körper nach einer von Hufen getroffenen Stelle. Immer näher kommen sie, rasend schnell. Man sieht die Hufe der Pferde, die kaum die Erde berühren und über die paar hundert Meter dahinzufliegen scheinen; wir erkennen die Reiter in ihren massiven Uniformen, ja, wir glauben sogar die erregten Gesichter der Kavalleristen zu erkennen, die darauf warten, daß plötzlich ein Hagel von Geschossen auf sie herniedersaust. Auf 350 Meter haben sie sich uns genähert, das Schnaufen der Pferde wird immer deutlicher, aber noch immer ertönt kein Maschinengewehrfeuer. Dreihundert Meter, zweihundertfünfzig — mein Nebenmann stößt mir unsanft in die Rippen: „Ist der alte Massenmörder (daß er den Major meinte, war mir keinen Augenblick zweifelhaft)

wahnsinnig geworden? Jetzt gehen wir totsicher zum Teufel!" Ich aber achte nicht auf seine Reden; jeder Nerv in mir hämmert, krampfhaft halte ich mein Gewehr umklammert und sehe dem Unheil entgegen. Zweihundert Meter — nichts! Ist der Alte blind oder —? Hundertachtzig Meter —! Ich fühle, daß mir kalter Schweiß den Rücken herunterläuft, daß ich zittere, als ob die letzte Minute gekommen wäre. Hundertundfünfzig, da legt sich mein Nebenmann fest an mich an; die Situation wird immer unerträglicher, hundertdreißig — und ein Höllenlärm setzt ein. Rrrrrrr . . . ein ungeheurer Geschoßhagel überfällt den Angreifer und in dem Klumpen geht fast keine Kugel fehl.

Die ersten Reihen werden hingemäht — Roß und Reiter bieten den nachrasenden Pferden einen Wall, auf dem sie sich rollend aufhäufen, um von dem entsetzlichen Geschoßhagel zerschmettert zu werden. „Weiter feuern!" ertönt das Kommando, dessen es gar nicht bedurft hätte. „Immer lebhafter!" Schneller und vernichtender wird das mörderische Werk betrieben. Immer mitten in den mit dem Tode kämpfenden lebenden Haufen hinein werden hundertfältige Salven entladen. Jede Sekunde fallen Hunderte. Kaum hundert Meter vor uns liegen sechshundert Menschen und Pferde, übereinander, nebeneinander, seitwärts, in allen nur denkbaren Lagen. Was vor fünf Minuten noch ein Bild der Kraft, kraftstrotzender Reiter, lebensfroher Jugend war, das ist jetzt ein blutiger, unförmlicher, elender Klumpen.

Und wir? Wir lachen über unsere Heldentat und machen unsere Witze. Mit der Gefahr weicht bei uns allen das sonderbare Gefühl, das vorher von uns Besitz ergriffen. War es Angst? Ein deutscher Soldat kennt bekanntlich keine Angst, keine Furcht — er fürchtet höchstens Gott — sonst nichts auf der Welt. . . . Und doch war es Angst, ganz gemeine, niedrige Angst, die wir ebenso gut fühlen wie die Franzosen oder Engländer oder Türken, und wer das Gegenteil sagt, wer das hohe Lied von der Tapferkeit, vom furchtlosen Kampfesmut singt, der war entweder niemals im Kriege oder ist ein ganz gemeiner Lügner und Heuchler.

Warum wir uns freuen und Witze machen? Weil sie es sind, die diesmal ihr Leben lassen mußten und nicht wir. Weil es auf Leben und Tod ging — sie oder wir. Wir haben ein Recht, uns zu freuen und alle Sentimentalität zum Teu-

fel zu jagen. Weswegen sind wir auch sonst Soldaten, Massenmörder, Barbaren? . .

Der Kommandeur der Artillerie kommt laufend auf den Infanteriemajor zu und dankt und gratuliert.

Wir setzen dem auf voller Flucht befindlichen Rest unserer Angreifer nach; die Maschinengewehre halten sie unter Feuer. Ihrer zweihundert mögen entkommen sein und fliehen nach allen Seiten. Die Artillerie nimmt jetzt das Feuer wieder auf, während wir uns daran machen, die Verwundeten des Gegners zu bergen. Das war jedoch durchaus keine leichte Arbeit, denn es hieß, die Verletzten unter dem Haufen der zum Teil noch lebenden Pferde hervorzuziehen. Wie wild schlagen die Tiere um sich, und wenn es ihnen gelang, sich zu befreien, so rasten sie wie besessen davon, so schwer verletzt sie oft auch waren. Mancher Verwundete, dem noch zu helfen gewesen, wurde auf diese Weise durch die Hufe der Pferde getötet.

Mit den von uns im Waffenrock mitgeführten Verbandspäckchen verbanden wir die größtenteils Schwerverwundeten, aber gar mancher starb uns unter den Händen weg, während wir dabei waren, ihm einen Notverband anzulegen. Soweit sie noch zu sprechen vermochten, redeten sie mit äußerster Lebhaftigkeit auf uns ein. Wenn wir auch ihre Sprache nicht verstanden, so wußten wir doch, was sie zum Ausdruck bringen wollten, denn ihre Gesten und ihr Gesichtsausdruck sprachen um so beredter. Sie wollten ihrem Dank für den geleisteten Samariterdienst Ausdruck verleihen und schienen — gleich uns — nicht verstehen zu können, wie man sich erst Tod und Schmerzen beibringen könne, um dann nach Menschenmöglichkeit Hilfe bringen zu wollen. Ihnen — wie uns — schien das eine verkehrte Welt, in der sie willenlose Puppen waren, die eine höhre Macht zu leiten und zu kontrollieren vermochte. Wie oft kam uns das Unsinnige dieses ganzen Menschenmordens nicht auf diese Weise zum Bewußtsein!

Wir gewöhnliche Soldaten hantierten hier unter Toten und Verwundeten herum, als ob wir in unserem ganzen Leben nichts anderes getan hätten, und doch hatten die meisten von uns in ihrem Zivilleben Abscheu und Angst vor einem Toten oder gräßlich Verwundeten besessen. Der Krieg ist ein harter Lehrmeister, der Menschen biegt und neuformt.

Eine Abteilung war damit beschäftigt, für die Toten ein Massengrab zu schaufeln. Wir nahmen den Toten die Wertsachen und Papiere ab, eigneten uns die in den Satteltaschen der Pferde befindlichen Eß- und Trinkvorräte an, und begannen, als das Massengrab fertig war, die Toten der Erde zu übergeben. Die Leichen wurden im Grabe ganz dicht aneinandergelegt, um den vorhandenen Raum gut auszunützen. Ich war auch zum „Herbeischaffen" der Toten kommandiert. Die Grundfläche des Grabens bot bei guter Ausnutzung Raum für 23 Tote. Als bereits zwei Schichten zu 23 beerdigt waren, bemerkte ein dabeistehender Artillerie-Unteroffizier, daß ein „Toter" noch lebte; er hatte gesehen, daß der betreffende „Leichnam" die Finger der rechten Hand gerührt hätte. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß wir einen noch Lebenden begraben hätten, denn nach zweistündigem Bemühen gelang es, ihn zum Bewußtsein zu bringen. Der aufsichtsführende Infanterieoffizier wandte sich nun an die beiden mit der Zurechtlegung der Toten betrauten Soldaten mit der Frage, ob sie sicher wären, daß alle bereits Bestatteten auch wirklich tot wären. „Ja," sagten die beiden, „sie werden wohl alle tot sein!" was dem menschenfreundlichen Offizier völlig zu genügen schien, denn er ordnete den Fortgang der Bestattungen an. Daß sich unter den 138 Mann, die wir allein in dem einen Massengrabe unterbrachten — zwei weitere, noch größere, waren von anderen Beerdigungsabteilungen geschaufelt worden —, noch mehrere befanden, aus deren Körpern das Leben nicht völlig entflohen war, bezweifelte niemand. Lebendig begraben zu werden gehört eben zu den Furchtbarkeiten des Schlachtfeldes, von dem sich der heimische (oder amerikanische) Bierbankpatriot nichts träumen läßt.

Pardon wird nicht gegeben

Von feindlicher Infanterie war nichts zu sehen, der Gegner hatte also anscheinend nur Artillerie und Kavallerie hier Front machen lassen. — Inzwischen kamen die Hauptteile unserer Armee in unübersehbaren Kollonen heran. Kavallerie-Divisionen mit reitender Feldartillerie und Maschinengewehr-Abteilungen überholten alle anderen Truppenkörper. Dem Feinde war es gelungen, sich fast gänzlich von uns loszumachen, weswegen unsere Kavallerie-Divisionen in der Absicht, so schnell und so nahe wie möglich an den Feind heranzukommen, um diesen zu verhindern, seine demoralisierten Truppen zur Nachtruhe übergehen zu lassen, ihr Marschtempo beschleunigten. Auch wir machten uns marschbereit und waren eben im Begriff abzumarschieren, als wir Befehl erhielten, Biwak zu beziehen. Die Lagerstelle war, wie immer, vom Oberkommando genau vorgeschrieben, damit man im gegebenen Falle wußte, wo wir zu finden waren und uns gleich zur Hand hatte. Wir hatten aber kaum unsere Biwakstelle erreicht, als auch schon unsere Feldküche, von der wir annahmen, daß sie uns verloren hätte, wie aus der Erde gestampft vor uns auftauchte. Das Personal der Feldküche, das von unseren Verlusten während der letzten Tage keine Ahnung hatte, hatte für die alte Kopfzahl gekocht; sein Erstaunen war daher nicht gering, als es anstatt einer kampfesmutigen Kompagnie stämmiger Pioniere nur noch einen Haufen zerlumpter, bis auf's Blut ermatteter und zermürbter Menschenschatten vorfand. Wir bekamen Konservensuppe, Brot, Fleisch, Kaffee und jeder eine Zigarette, die den meisten wichtiger erschien als Essen und Trinken!

Alle diese Herrlichkeiten und die Aussicht auf einige Stunden Ruhe auf irgend einem Kartoffelacker erweckten bei uns eine fast kindische Freude, wir wurden lustig wie Buben und ausgelassen wie Straßenjungen. O, welche Lust, Soldat zu sein! tönte es erst schüchtern, dann lauter aus unserem Haufen, um schnell genug wieder zu verstummen, denn

einer nach dem andern bettete sein müdes Haupt irgendwohin. Wir alle schliefen wie die Toten . . .

Am andern Morgen konnten wir bis 6 Uhr schlafen, und trotzdem wir alle auf der nackten Erde lagen, kostete es nicht geringe Mühe, uns aufzuwecken. Das Frühstück war an diesem Morgen ausgezeichnet: requiriertes Hammelfleisch, Gemüse, Brot, Kaffee, ein Trinkbecher voll Wein und Schinken. Der Hauptmann ermahnte uns, uns gut satt zu essen, denn wir bekämen einen schweren Marschtag. Um 7 Uhr ging es weiter. Die Stimmung war im Anfang des Marsches ziemlich gut. Im Laufe der verschiedenen Unterhaltungen entdeckten wir, daß wir von der Zeitrechnung vollkommen abgekommen waren. Niemand wußte, ob es Montag oder Mittwoch, ob es der 5. oder 10. im Monat war. Auch in der Folge trat die gleiche Erscheinung nur noch auffälliger zutage; der Soldat im Kriege weiß niemals das Datum oder den Tag der Woche zu bezeichnen. Ein Tag ist wie der andere, Samstag oder Sonntag oder Donnerstag — immer dasselbe Morden. „Du sollst den Sabbath heiligen!“ oder „Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten sollst du ruhen!“ sind für christliche Machthaber nur leere Redensarten. „Sechs Tage sollst du morden und am siebenten auch!“ . . .

Als wir gegen Mittag an einem großen Bauernhofe Halt machten, mußten wir wieder einmal vergeblich auf die Feldküche warten. So halfen wir uns selbst. Von den auf der Wiese grasenden Kühen schossen wir eine nieder, schnitten die Haut auf, ohne erst das Blut abzulassen, dann schnitt sich jeder ein Stück Fleisch heraus, und das noch warme Fleisch wurde im Kochgeschirrdeckel etwas gebraten, von vielen auch mit Pfeffer und Salz roh gegessen. Diese Abschlachtungen auf eigene Faust wiederholten sich fast täglich. Die Folge war, daß wir alle magenkrank wurden, denn das meistens noch lebenswarme Fleisch, ohne Brot oder sonst etwas genossen, sagte unserm Magen nicht zu. Trotzdem wurde es fortgesetzt. Hatte ein Soldat Hunger und fand bei einer Ruhepause ein Schwein, Rind oder Lamm, so schoß er es ab, schnitt sich ein Stück für seinen Gebrauch heraus und ließ den Rest verkommen.

Auf dem Vormarsch passierten wir ein kleines, zwischen Attigny und Sommepy gelegenes, mit Flüchtlingen über-

fülltes Städtchen. Viele der Flüchtlinge waren krank, und unter ihren Kindern wütete eine Epidemie, die sich auf die Kleinen der Stadt übertrug. Kurz vor uns war eine deutsche Sanitätskolonne eingetroffen, die sich zehn Pioniere — das Mädchen für alles im Kriege — zur Unterstützung ihrer Arbeiten ausbat. Unter den zehn Abkommandierten befand auch ich mich.

Zuerst wurden wir von den Aerzten nach einem wundervoll gepflegten Park geführt, in dessen Mitte ein geräumiges, schloßartiges Haus stand, ein französischer Herrensitz. Der Besitzer, ein sehr reicher Franzose, bewohnte das Haus mit seiner Frau und einer übermäßig großen Dienerschaft. Trotzdem der Palast Raum für mehr als hundert Kranke und Flüchtlinge bot, weigerte sich der menschenfreundliche Patriot, irgend jemanden einzulassen, sondern hatte das Haus und alle Eingänge zum Park verschlossen und verriegelt. Es dauerte nicht lange, und wir hatten alle Türen gewaltsam geöffnet, sowie die Schlösser unbrauchbar gemacht. Der Dame des Hauses wurden zwei große Zimmer angewiesen, dagegen mußte der saubere Aristokrat die Garage beziehen und dort mit einem Strohlager vorlieb nehmen. Auf diese Weise bekam der „hohe Herr" wenigstens einen geringen Vorgeschmack des Flüchtlingslebens, das so viele seiner Landsleute durchzumachen hatten. Das Essen wurde ihm von unseren Sanitätssoldaten geliefert; es war kräftig, für diesen Herrn ganz gewiß zu kräftig. Einer meiner Kollegen, ein Genosse, bemerkte hierzu trocken: „Wenigstens ein Trost, daß unsere Junkerbande nicht schlimmer ist als diese französische Aristokratenblase; sie sind sich alle gleich. Wenn nur endlich das Volk mit ihnen allen aufräumen wollte; dann brauchten sich die Völker in Zukunft nicht mehr gegenseitig wie wilde Tiere anzugreifen."

Unsere Kameraden hatten in der Zwischenzeit die Gegend durchstreift und ein großes Faß mit Bienenhonig erwischt. Jeder füllte sein Kochgeschirr bis oben hin und schnallte es dann auf den Tornister. Wir zehn Mann taten dasselbe und zogen dann unserer Abteilung nach, die wir bald erreichten. Kaum waren wir aber ein paar hundert Meter marschiert, als wir von Bienen verfolgt wurden, die sich jede Minute um Hunderte vermehrten. So große Mühe wir uns auch gaben, die Viecher los zu werden, es wurde nur

immer schlimmer. Jeder einzelne war zerstochen, vielen waren die Augen schon so dick, daß sie nichts mehr zu sehen vermochten. Den Offizieren, die zirka zwanzig Meter vor uns ritten, fiel das langsame Marschtempo auf. Der „Alte“ kam heran, sah die Bienen und die geschwollenen Gesichter, vermochte sich aber den Zusammenhang natürlich nicht zu erklären, bis ihm ein Unteroffizier die nötige Aufklärung gab. „Wer hat Honig im Kochgeschirr?“ schrie der Alte grimmig. „Alle!“ antwortete der Unteroffizier. „Sie auch?“ „Zu Befehl, Herr Hauptmann.“ Der Alte ärgerte sich nicht schlecht, denn nun konnte er nicht einmal strafen. Es mußte Halt gemacht und die „verfluchten Dinger“, wie der Gestrenge sie nannte, fortgeworfen werden. Einer schnallte dem andern das Kochgeschirr ab, und in hohem Bogen flog unser süßer Vorrat rechts und links ins Feld. Mit dem Honig wurden wir das Kochgeschirr los, was uns ganz gewiß nicht unangenehm war.

In der glühenden Mittagssonne ging es weiter, und die mit Munitionskolonnen und anderen Truppenteilen besetzte Straße ließ den aufwirbelnden Staub nicht zur Ruhe kommen. Ueberall auf dem Felde hatten Flüchtlinge ihr Lager aufgeschlagen, die hier wie arme, heimatlose Zigeuner lebten. Viele kamen heran und bettelten um ein Stückchen trockenes Brot.

Wir marschierten ohne Pause bis spät abends. Gegen neun Uhr abends kamen wir in die nächste Nähe des Stadthauses von Sommepy. Hier, in und um Sommepy, war es wieder zum Treffen gekommen, und uns war der Befehl zugegangen, nordwestlich von Sommepy einzugreifen.

Es war bereits dunkel, und wir machten noch einmal Halt. Das Feld ringsum war mit Toten besät. Mitten auf der Straße standen einige französische Batterien und Munitionskolonnen, noch bespannt, aber Roß und Reiter waren tot. Nach zehn Minuten der Rast brachen wir wieder auf. In beschleunigtem Marschtempo näherten wir uns jetzt einem kleinen Gehölz, in dem abgesessene Kavallerie und Infanterie mit dem Gegner in einem verzweifelten Handgemenge begriffen war. Um den Gegner zu verblüffen, mußten wir uns mit einem gewaltigen Hurra in den Kampf stürzen, nachdem es uns in der Dunkelheit gelungen war, dem Gegner in den Rücken zu kommen. Durch den un=

verhofften Angriff von rückwärts und das Kriegsgeschrei verblüfft, hoben die meisten Franzosen die Hände hoch und baten um Pardon, der ihnen aber von den wütenden Kavalleristen und Infanteristen nicht gewährt wurde. Wenn auf unserer Seite hier und da das Morden Wehrloser nachzulassen schien, wurde es durch die lauten Befehle der Offiziere wieder zu neuer Kraft angefeuert. „Keinen Pardon!" „Alles niedermachen!" Das waren die Befehle dieser hochachtbaren Herren Offiziere.

Auch wir Pioniere mußten uns an dem kaltblütigen Abschlachten wehrloser Menschen beteiligen; wehrlos waren die Franzosen, weil sie ihre Waffen in dem Augenblick fortwarfen, als sie — das Nutzlose eines weiteren Widerstandes erkennend — Pardon erflehten. Die Offiziere aber sorgten, wie in vielen früheren und späteren Fällen, dafür, daß „nicht zu viele Gefangene gemacht werden". Der Pionier besitzt ein Seitengewehr, das nach den Regeln des Völkerrechts nicht aufgepflanzt werden darf, weil der Rücken dieses Seitengewehres aus einer drei Millimeter starken, äußerst scharfen Stahlsäge besteht. In Friedenszeiten wurde das Bajonettieren bei Pionieren nicht geübt, weil das Seitengewehr ausschließlich im technischen Dienst verwendet werden soll. Aber Völkerrecht und Militarismus! Wir mußten hier die Säge — wie immer seit dem Kriegsbeginn — aufpflanzen. Es war aller Menschlichkeit Hohn gesprochen, wenn ein Gegner die zackige Säge in der Brust hatte und das Opfer, das längst jeden Widerstand aufgegeben hatte, sich bemühte, den tödlichen Stahl wieder aus der Wunde zu entfernen. Oft hatte sich die furchtbare Mordwaffe so fest in der Brust des Opfers eingewühlt, daß der Angreifer, der sein Seitengewehr wieder haben mußte, den Fuß auf die Brust des Unglücklichen setzen und alle Kraft anwenden mußte, um die Mordwaffe wieder an sich zu bringen . . .

Mit entsetzlichen Wunden lagen überall die Toten und Verwundeten umher und das stein- aber kein menschliches Soldatenherz erweichende Gewimmer der Verwundeten legte von den entsetzlichen Qualen Zeugnis ab, die diese „Vaterlandsverteidiger" zu ertragen hatten.

Aber nicht alle Soldaten hießen dieses sinnlose, dieses verbrecherische Morden gut; einige der „Herren", die uns zum Massenabschlachten unserer französischen Kameraden

befohlen, wurden „versehentlich" im Dunkel der Nacht getötet; von ihren eigenen Leuten natürlich. Solche „Irrtümer" wiederholten sich fast täglich, und wenn ich über viele solcher Irrtümer, die ich mit Namen und Orten genau belegen könnte, schweige, so wird der Leser das begreifen.

In dieser Nacht war es ein Hauptmann und ein Oberleutnant, die das Schicksal traf. Ein im zweiten Jahre dienender Infanterist stieß dem Hauptmann das Seitengewehr durch den Unterleib, während fast zu gleicher Zeit der Oberleutnant einen Stich in den Rücken erhielt. Beide waren nach einigen Minuten tot. Von Reue war bei den beiden Tätern nicht das geringste zu verspüren, und keiner von uns fühlte sich geneigt, ihnen Vorwürfe zu machen; im Gegenteil. Wußte doch jeder einzelne von uns, was für gemein-brutale Mordgesellen hier ihr Ende gefunden.

Um einen ähnlichen Vorfall wenigstens zu erwähnen, muß ich den Ereignissen etwas vorgreifen. Als ich am folgenden Tage mit einem Kameraden meiner Kompagnie ins Gespräch kam und um ein Taschenmesser bat, griff er in die Tasche und zog mit dem Messer drei Gewehrpatronen heraus. Ich war erstaunt, daß er die Patronen in der Hosentasche trug und fragte ihn, ob er in der Patronentasche keinen Platz hätte. „Das schon," gab er mir zur Antwort, „aber diese drei haben ihren besonderen Zweck, denn," fuhr er fort, „auf diesen dreien steht der Name drauf." Einige Zeit später — wir waren inzwischen gute Freunde geworden — fragte ich ihn wieder nach den drei Patronen. Er hatte noch eine davon. Ich dachte nach. Und dachte auch an zwei Unteroffiziere, die uns in Friedenszeiten wie Tiere behandelt hatten, die wir gehaßt hatten, wie man nur Menschenschinder hassen kann. Sie hatten in Frankreichs Erde ein Grab gefunden . . .

Das Morden nahm so lange seinen Fortgang, wie noch ein Gegner am Leben war. Dann erhielten wir Befehl, zu kontrollieren, ob die an der Erde liegenden Feinde auch alle tot oder kampfunfähig wären. „Wenn ihr einen findet, der sich tot stellt, dann wird er ohne Gnade abgemurkst," das war der Befehl, den wir für diesen Inspektionsgang erhielten. Aber die Soldaten, die inzwischen etwas zur Ruhe und damit zur Besinnung gekommen waren, gaben sich keineswegs Mühe, diesen Schandbefehl auszuführen. Wie

die Soldaten darüber dachten, zeigt die Aeußerung eines Mannes meiner Kompagnie: „Dann sehen wir lieber auch noch einmal nach, ob die beiden Offiziere ganz tot sind; wenn nicht, dann müßte man sie auch ohne Gnade abmurksen", denn Befehl sei Befehl.

Wir rückten jetzt schleunigst vor, aber unser Eingreifen war nicht mehr notwendig; wich doch die ganze feindliche Linie zurück und machte zwei Kilometer südwestlich von Sommepy wieder Front. Sommepy selbst stand größtenteils in Flammen, und die Straßen waren mit Toten geradezu bedeckt. Die feindliche Artillerie beschoß immer noch den Ort und rings um uns schlugen die Granaten ein. Auf dem Marktplatze waren mehrere Hundert Gefangene aufgestellt. Mehrere Granaten fielen zu gleicher Zeit unter die Gefangenen, aber bleiben mußten sie doch. Ein Offizier meiner Kompagnie, Leutnant d. R. Neesen, meinte menschenfreundlich, „das könne nichts schaden, dann wüßten sie doch wenigstens, wie ihre eigene Munition schmeckt." Dafür erntete er einige Pfuirufe. Ein Genosse, ein Reservist, hatte den Mut, uns laut zuzurufen: „Hört ihr, Kameraden, das ist die edle Gesinnung eines Ausbeuters; der Mann ist der Sohn eines Elberfelder Kapitalisten, sein Vater ist ein Aussauger schlimmster Art; wenn ihr wieder nach Hause kommt, dann vergeßt die Lehren dieses kapitalistischen Massenmordes nicht. Diese Gefangenen sind Proletarier, sind unsere Brüder, und was wir im Interess dieser kapitalistischen Gaunerbande hier tun, ist ein Frevel an unserem eigenen Leibe, es ist Brudermord!" Er wollte noch weiter sprechen, aber schon nahten die Häscher, er wurde verhaftet. Sein Gewehr warf er mit großer Wucht zu Boden; dann ließ er sich ruhig abführen.

Wir waren alle wie vom Blitz getroffen. Keiner sprach ein Wort. Man sah plötzlich eine ganz andere Welt vor sich. Eine Vision war vor uns aufgestiegen, die uns in ihren Bann gefangen hielt. War es wahr, was wir hier vernommen hatten, daß die Gefangenen dort gar nicht unsere Feinde, daß sie unsere Brüder waren? Was uns früher — wie lange war das doch her! — in Friedenszeiten so selbstverständlich gewesen, hier im Kriege hatten wir es vergessen, hatten unsere Feinde als Freunde und unsere Freunde als Feinde betrachtet . . . Die Worte des Elberfelder Genossen

hatten den Nebel, der sich auf unser Gehirn und vor unser Gesicht gelagert, zerrissen — frei und klar war jetzt die Aussicht, die Erkenntnis war da.

Einer sah den andern an und nickte stumm; jeder fühlte, daß die tapferen Worte unseres Freundes eine Wohltat für uns alle darstellten, und keiner konnte dem Mutigen seinen Dank, seine Anerkennung versagen. Mein Vordermann, der, soviel ich wußte, immer ein Patriot gewesen, der aber auch meine Gesinnung kannte, drehte sich um, drückte mir die Hand und sagte: „Diese wenigen Worte haben mir die Augen geöffnet; ich war blind, wir sind Freunde. Das waren Worte zur rechten Zeit!“ Andere wieder hörte ich sagen: „Schotes kann man nicht übertreffen; dazu gehört ein Mut, den wir allesamt nicht besitzen. Kennt er doch genau die Folgen, die es nach sich zieht, wenn man die Wahrheit sagt. Habt ihr seinen letzten Blick gesehen, den er uns zuwarf? Der bedeutete so viel wie: Habt nur keine Angst um mich, ich werde schon meinen Weg durchkämpfen bis zum Ende. Seid treue Proletarier, bleibt eurer Klasse treu!“

Der mit Verwundeten überfüllte Ort befand sich bereits ganz im Besitz der Deutschen. Die Sanitätskolonnen konnten ihrer Arbeit nicht Herr werden, denn der Zustrom der Verwundeten war ganz enorm. Es blieb uns nichts weiter übrig, wie mit einzugreifen, und so gut es eben ging, verbanden wir Freund und Feind. Aber im Gegensatz zu der ersten Zeit, in der die Verwundeten schonend behandelt wurden, ging es jetzt ziemlich schroff zu, wenn man fertig war.

Das Gefecht südlich des Ortes hatte gegen ein Uhr mittags seinen Höhepunkt erreicht, und als die Deutschen auf allen Punkten zum Sturm vorgingen, räumten die Franzosen ihre Stellungen und gingen in der Richtung auf Suippes zurück.

Ob man unsere zerlumpte Kompagnie nicht mehr für gefechtsfähig ansah, oder ob man unserer nicht mehr bedurfte, weiß ich nicht, jedenfalls erhielten wir Befehl, Massenquartier zu beziehen. Aber weder Scheune noch Stall war aufzutreiben, so daß uns nichts anderes übrig blieb, wie im Freien zu kampieren; die Häuser waren sämtlich mit Verwundeten überfüllt.

Ich wurde an diesem Tage zur Wache kommandiert und der Lagerwache zugeteilt. Hier mußten sich die Arrestanten zur Verbüßung der über sie verhängten Strafen melden. Sieben Mann waren dabei, die strengen Arrest hatten, also zwei Stunden täglich festgebunden werden mußten.

Wir erhielten vom Offizier vom Dienst den Befehl, die „Verbrecher" an den umstehenden Bäumen festzubinden. Jeder Arrestant hatte zu diesem Zweck seinen eigenen Wischstrick (Gewehrreinigungsstrick) herzugeben. Das mir zugedachte Opfer war der Pionier Lohmer, ein guter Sozialist. Ich sollte ihm die Hände auf dem Rücken binden, das übrige Ende um seine Brust schlingen und, mit dem Rücken am Baum stehend, ihn an diesen festbinden. In dieser Lage sollte der Genosse dann zwei Stunden stehend zubringen, dem Spott der Offiziere und Unteroffiziere preisgegeben. Genosse Lohmer war aber ebenso wie wir alle einen ganzen Tag in glühender Sonnenhitze marschiert und hatte die ganze Nacht gekämpft und gemordet für's teure Vaterland, das ihn jetzt zum Dank mit Stricken knebeln ließ!

Ich trat auf ihn zu und sagte ihm, daß ich ihn nicht anbinden werde. „Tue es nur," redete er mir zu, „wenn du es nicht tust, so tut's ein anderer. Ich nehme es dir nicht übel, das weißt du ja." — „Mögen es andere tun, ich knebele dich nicht."

Der Offizier, unser alter Bekannter, „Herr" Leutnant Spahn, dem es schon zu lange gedauert hatte, trat an uns heran. „Sehen Sie nicht, daß alle andern schon abgefertigt sind? Wie lange soll ich noch warten?" Ich sah ihn scharf an, aber antwortete nicht. Wieder brüllte er mir den Befehl zu, meinen Genossen anzubinden. Ich gab ihm einen langen Blick und würdigte ihn wieder keiner anderen Antwort. Da wandte er sich an den „Verbrecher", der ihm sagte, daß ich's nicht fertig brächte, da wir alte Kameraden und Freunde seien. Zudem wolle ich einen bis auf den Tod Erschöpften nicht knebeln.

„Also, Sie tun's nicht?" donnerte er mich an, und als er wieder keine Antwort erhielt, denn ich hatte mir vorgenommen, den Kerl keines Wortes mehr zu würdigen, stieß er, kaum fähig, seine Wut zu beherrschen, zwischen den Zähnen hervor: „Das Aas ist rot bis auf die Knochen!" Den dankerfüllten Blick, den mir Lohmer zuwarf, werde ich nie

in meinem Leben vergessen, er belohnte mich für die Unannemlichkeiten, die mir durch die Weigerung entstanden. Andere taten natürlich, was ich verweigert hatte, ich aber erhielt vierzehn Tage Arrest. Daß ich stolz darauf war, einmal ein Mensch gewesen zu sein, versteht sich. Als Genosse hatte ich meinem Kameraden die Treue nicht gebrochen. Etwas gewonnen hatte ich doch: man hat mich nie wieder zu solchen Handlungen kommandiert, und ich wurde für diesen Tag von der Wache ausgeschlossen. Ich konnte mich frei bewegen, konnte wieder einmal auf ein paar Stunden ein freier Mensch sein.

Den frei gewordenen Abend benutzte ich mit mehreren Soldaten zu einem Streifzug durch die Umgegend. Wir besprachen die verschiedenen Vorgänge des Tages und der Nacht und — wohl zu unserer aller Verwunderung — entdeckten wir, daß von der überschäumenden Begeisterung, von dem überquellenden Patriotismus, der so viele in den ersten Kriegstagen gepackt hatte, nur noch bitterwenig übriggeblieben war. Die meisten Soldaten machten kein Hehl daraus, daß wir arme Teufel in diesem Kriege absolut nichts gewinnen können, daß wir nur unser Leben zu verlieren haben, oder was noch schlimmer ist, als verkrüppelter „Veteran" an irgend einer Straßenecke sitzen werden, um mittels einer quietschenden Drehorgel das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen.

Hier schon waren wir uns angesichts der ungeheuren Verluste darüber klar, daß nach dem Kriege kein Staat und keine öffentliche Wohltätigkeit in der Lage sein wird, den vielen Hunderttausenden zu helfen, die ihre Knochen für's „Vaterland, für's teure" gelassen. Die Zahl der Unglücklichen ist zu groß, um selbst beim besten Willen helfen zu können.

Diese Gedanken, die jetzt immer mehr von uns Besitz ergriffen, wurden bei unserem Rundgange durchaus nicht freundlicher. Ueberall lagen Verwundete, in Ställen, in Scheunen, überall wo nur Platz war. Waren die Verwundungen nicht allzu schwer, dann war bei diesen Verwundeten die Stimmung ganz gut. Sie freuten sich, so gut davongekommen zu sein, und dachten, wenn sie erst geheilt sein würden, wäre der Krieg längst vorüber. Sie lebten von Hoffnungen, wie wir alle . . .

"Ehe das Laub von den Bäumen fällt..."

Die Bürger des Ortes waren, soweit sie nicht geflohen waren, alle in einem großen Holzschuppen untergebracht. Ihre Wohnungen waren fast sämtlich zerstört, sodaß sie wohl oder übel von dem ihnen angebotenen Massenquartier Gebrauch machen mußten. Nur ein ganz altes Mütterlein saß bitterlich weinend auf den Trümmern ihres zerstörten Hauses, und niemand konnte sie bewegen, diesen Platz zu verlassen.

In dem Holzschuppen lagen Frauen und Männer, Jünglinge, Kinder und Greise in bunter Reihe durcheinander. Viele hatten Verwundungen durch Granatsplitter oder Gewehrgeschosse, andere wieder Brandwunden erlitten. Immer wieder war es dasselbe furchtbare Elend, kranke Mütter mit halbverhungerten Säuglingen, für die keine Milch vorhanden war und die hier umkommen mußten; alte Leute, die an der Aufregung und den Schrecknissen der letzten Tage zu Grunde gingen, und endlich Männer und Frauen in den besten Jahren, die langsam ihren Verwundungen erlagen, weil niemand da war, der sich um sie kümmern konnte.

Ein Landwehrmann der Infanterie stand neben mir und beobachtete schaudernd ein paar junge Mütter, die den Hunger ihrer Kleinen vergebens zu stillen bemüht waren. „Ich habe auch eine gute Frau und zwei liebe Kinder daheim", sagte er nachdenklich. „Ich vermag daher nachzufühlen, wie entsetzlich es für die Väter dieser armen Familien hier sein muß, ihre Lieben in den Klauen eines feindlichen Heeres zu wissen. Die französischen Soldaten halten uns für noch schlimmere Barbaren wie wir wirklich sind und übertragen diesen Eindruck in ihren Briefen an die in der Heimat Zurückgebliebenen; ich kann mir also denken, wie man sich überall vor uns fürchtet. Ich war als Soldat während des Boxeraufstandes in China, aber das asiatische Morden war Kinderspiel gegen das Barbarentum der euro-

päischen Kulturnationen, wie ich es bei Freund und Feind in diesem Kriege zu beobachten Gelegenheit hatte." Dann fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „Ich gehöre zur Landwehr 2. Aufgebots und dachte, mit meinen 37 Jahren hätte ich noch lange Zeit, aber uns Alten ging es nicht besser als euch Aktiven, manchmal noch schlechter; wir kamen genau so wie ihr von Beginn an ins Feuer, und die schwere Ausrüstung, die langen Märsche in glühender Hitze waren für unsere ausgesaugten und ausgemergelten Arbeiterknochen Strapazen, die mancher von uns nicht überstehen zu können glaubte."

„Wie oft habe ich nicht gewünscht, daß wenigstens eins meiner Kinder ein Knabe wäre! Heute aber bin ich glücklich und zufrieden damit, daß es Mädchen sind; denn wären es Jungens, so müßten sie vielleicht gerade wie wir eines schönen Tages ihr Blut hingeben oder das anderer nehmen, nur weil die Herrschenden das so verlangen." Wir wurden jetzt gut mit einander bekannt, und so erfuhr ich denn im weiteren Gespräch mit ihm, daß die Unzufriedenheit in seiner Kompagnie noch allgemeiner war als in der meinen, und daß nur die rücksichtslos-harten Bestrafungen, der eiserne Zwang, die alten Landwehrleute, die an Frau und Kinder zu denken hatten, vor Ausschreitungen zurückhielten. Genau so wie bei uns wurden auch diese alten Leute, sobald sie sich nur das Geringste zu schulden kommen ließen, mit Stricken geknebelt und an Bäume und Telegraphenpfosten angebunden. „Lieb Vaterland, magst ruhig sein . . ."

Eine Kompagnie hessischer Landwehr, alles alte Krieger, marschierte mit wunden Füßen, gesenkten Hauptes, vorbei. Sie mußten schon einen langen Marsch hinter sich haben. Die „Herren" Offiziere bemühten sich, etwas Leben in die Bude zu bringen. Ein Lied sollte gesungen werden, aber die ganz gewiß sangesfreudigen, gutmütigen Hessen fühlten sich nicht in der geeigneten Stimmung. „Wollt Ihr singen, Ihr Schweine!" schrie ein Offizier — und die erbärmlich trostlos ausschauenden „Schweine" bemühten sich, diesem Befehl nachzukommen. Dünn und vereinzelt erklang es aus den Reihen der Ueberermatteten: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt". Mit wunden Füßen und gebrochener Energie, voll des Ekels und Abscheus über ihre „glorreiche" Kriegertätigkeit, sangen sie jene Hym-

phonie des Ueberdeutschtums, die hier wie eine Blasphemie, ja wie eine Verulkung klang. „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!"

Einige Kameraden, die gleich mir den Zug beobachtet hatten, kamen auf mich zu: „Komm", sagten sie, „wir gehen nach dem Biwak, schlafen, vergessen und nicht mehr denken."

Wir hatten Hunger und fingen auf dem „Heimweg" einige Hühner, Kochgeschirraspiranten, wie sie bei uns hießen. Halb gar gekocht wurden sie verzehrt, dann legten wir uns unter freiem Himmel hin und schliefen, bis wir um vier Uhr morgens zum Abmarsch bereit sein mußten. Unser Marschziel für diesn Tag war Suippes. Ehe der Marsch angetreten wurde, ward ein Armeebefehl verlesen. „Soldaten," hieß es darin, „Seine Majestät der Kaiser, unser oberster Kriegsherr, dankt den Soldaten der 4. Armee und spricht uns allen seinen kaiserlichen Dank und seine volle Anerkennung aus. Ihr habt unser geliebtes Deutschland vor der Invasion feindlicher Horden bewahrt. Wir werden nicht ruhen, bis der letzte Gegner geschlagen am Boden liegt, und ehe das Laub von den Bäumen fällt, werden wir wieder als Sieger zu Hause sein. Der Gegner befindet sich in vollem Rückzuge, und der Allmächtige wird auch weiter unsere Waffen segnen."

Nachdem wir das Gehörte mit dem fast zur Tagesroutine gehörenden dreimaligen Hurra auf den „obersten Kriegsherrn" quittiert hatten, marschierten wir ab und hatten jetzt reichlich Zeit und Gelegenheit, den kaiserlichen „Dank" zu besprechen. Wir waren uns nicht klar darüber, was für ein „Vaterland" wir hier im tiefen Frankreich zu „verteidigen" hatten. Einer der Soldaten meinte, die Hauptsache wäre, daß Gott unsere Waffen gesegnet, worauf ein anderer, der jahrelang Vorsitzender der freireligiösen Gemeinde in seiner Vaterstadt gewesen, erwiderte, daß jeder Religiöse, der solches Zeug nachplappere, eine Gotteslästerung begehe, wenn es ihm je mit der Religion ernst gewesen.

Ueberall auf dem Feld und in den Straßengräben lagen tote Soldaten, deren oft scheußliche Wunden ganz fürchterlich anzusehen waren. Zu tausenden saßen die hier scharenweise auftretenden dicken Fliegen auf den Leichen, die zum

Teil schon im Verwesungs-Prozeß begriffen waren und einen atemberaubenden Geruch verbreiteten. Zwischen diesen Leichen lagerten in der glühenden Sonne die armen hülflosen Flüchtlinge, weil sie die Straßen nicht benutzen durften, so lange diese von Truppen in Anspruch genommen wurden. Wann aber wurden die Straßen nicht von Truppen besetzt gehalten?

Bei einer Ruhepause hatten wir Gelegenheit, einen Kampf zwischen drei französischen und vier deutschen Flugzeugen zu beobachten. Wir hörten das bekannte Motorgeräusch in der Luft und sahen, wie sich drei französische und zwei deutsche Maschinen einander näherten. Alle befanden sich in schwindelnder Höhe, als wir hoch oben Maschinengewehrfeuer vernahmen. Die beiden Deutschen schraubten sich, von ihren Gegnern unaufhörlich stark beschossen, in die Höhe, um diese unter sich zu bekommen. Aber auch die Franzosen gingen in weiten Spiralen hoch, um die Absicht der Deutschen zu vereiteln. Da warf plötzlich einer der deutschen Flieger eine Bombe und setzte eine französische Maschine in Brand, die im selben Augenblick von oben bis unten, von einem Ende bis zum andern, in Flammen stand und — kaum ein paar Sekunden später — sich überschlagend in die Tiefe sauste. Die brennenden Fetzen flatterten langsam nach. Unverhofft tauchten noch zwei starke deutsche Maschinen auf und augenblicklich wandten sich die Franzosen zur Flucht; vorher aber war es ihnen noch gelungen, eine deutsche Rumpler-Taube so durch Maschinengewehrfeuer zu beschädigen, daß diese in steilem Gleitfluge landen mußte, während die intakt gebliebenen am Horizont verschwanden.

Dieses grausig-schöne Schauspiel hatte sich in ein paar Minuten abgespielt, eine kleine, unbedeutende Episode, die wieder — irgendwo in Frankreich — ein paar Kinder zu Waisen, eine Frau zur Wittwe gemacht . . .

Am Abend erreichten wir nach langem Marsche das Städtchen Suippes. „Hier in Suippes," sagte uns der Hauptmann, „wimmelt es von Franktireurs. Wir werden daher kein Quartier beziehen, sondern Biwak; wenn jemand von euch in den Ort geht, so hat er Gewehr und Patronen mitzunehmen." Nachdem wir uns etwas erholt hatten, gingen wir ins Dorf, um etwas Eßbares aufzutreiben. Mitten auf der Straße lagen fünfzehn tote Zivilisten. Es

waren Bürger des Ortes; weswegen sie erschossen wurden, konnte man nicht erfahren; ein Achselzucken war die einzige Antwort auf unsere Fragen. Der Ort selbst, die Häuser, hatten äußerlich gar nicht gelitten.

Nie habe ich im Kriege eine größere, allgemeine Plünderung miterlebt als hier in Suippes. Daß wir leben mußten und dazu Nahrungsmittel nötig hatten, ist klar. Da die Bewohner und Geschäftsbesitzer geflüchtet waren, bestand oft nicht die Möglichkeit, die benötigten Gegenstände zu bezahlen. Man ging einfach in irgend ein Geschäft, zog sich Strümpfe und Wäsche an, ließ die ausgezogenen liegen, ging dann in ein anderes, nahm sich Lebensmittel, die einem grade verlockend erschienen, und begab sich dann in einen Weinkeller, um sich auch dort nach Herzenslust zu versorgen. Die Mannschaften der im Ort untergebrachten Munitionskolonnen, sowie Train- und Sanitätssoldaten und Kavalleristen durchsuchten zu hunderten die Häuser und nahmen, was ihnen am meisten zusagte. Die schönsten und größten Geschäftshäuser — Suippes versorgt einen großen Landdistrikt und besaß daher verhältnismäßig bedeutende Geschäfte in fast allen Branchen — waren in einigen Stunden nur noch leere Schalen. Während man einen Gegenstand suchte, wurden andere verwüstet und zertrümmert. Die Fahrer der Munitions- und Trainkolonnen schleppten ganze Stücke feinster Seide, Damenkleider, Wäsche, Schuhe, Kleiderstoffe und sonst alles Erdenkliche fort und verstauten es in ihren Protzkasten. Kinderschuhe, Damenschuhe, alles nahm man mit, selbst wenn man es bald darauf wieder fortwerfen mußte. Später, als die Feldpost regelmäßig Dienst tat, wurden viele auf diese Art erworbenen Gegenstände nach Hause geschickt. Aber die unsichere Beförderung per Feldpost ließ nicht alle Sendungen ihr Ziel erreichen, auch stand das festgesetzte Höchstgewicht im Wege. So mußten z. B. ein paar Schuhe geteilt, d. h. jeder Schuh extra verpackt abgeschickt werden. Einer unserer Pioniere hatte wochenlang ein paar feine Schuhe für seine Braut mit herumgeschleppt und sie bei der ersten Gelegenheit in zwei Packeten an sein Mädel geschickt. Die Feldpost garantiert aber bekanntlich nichts; den linken Schuh hat die Kriegsbraut erhalten, der rechte blieb aus.

Eine bedeutende Schokoladenfabrik wurde gänzlich aus-

geplündert und haufenweise lag Schokolade und Zuckerzeug zertreten am Boden. Die verlassenen Privatwohnungen wurden aufgebrochen, die Weinkeller ausgeräumt und die Fenster eingeschlagen — eine Spezialität der Kavalleristen.

Weil wir die Nacht draußen verbringen mußten, versuchten wir einige Decken aufzutreiben und betraten ein Kolonialwarengeschäft am Marktplatze. Der Laden war schon zum Teil demoliert. Die darüber gelegene Wohnung war dagegen noch unberührt und alle Zimmer unverschlossen. Man sah, daß in diesem Hause Frauenhände gewaltet hatten, denn alles war so nett und heimlich eingerichtet, daß man sich unwillkürlich wünschte, auch einst so ein nettes Nestchen zu besitzen. Doch all das wurde noch von einem mittelgroßen Zimmer übertroffen, das anscheinend von einer jungen Dame bewohnt worden war. Wir genierten uns fast, dieses Heiligtum zu betreten. Zu unserem Erstaunen hing an der, der Tür gegenüberliegenden Wand eine Brandmalerei mit einem deutschen Spruch: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben." Offenbar war die Bewohnerin eine junge Braut, denn in den Schränken lagen die Ausstattungsgegenstände, in zierlich blauen Bändern eingefaßt, peinlich sauber geordnet zusammen. Alle Schränke waren unverschlossen. Hier wurde nichts berührt. Wieder kam uns die ganze Grausamkeit des Krieges zum Bewußtsein. Millionen werden durch ihn über Nacht zum Bettler, die schönsten Hoffnungen und Wünsche werden zerstört . . . Als wir am andern Morgen, von banger Ahnung getrieben, Haus und Wohnung wieder betraten, fanden wir alles zerstört vor. Hier haben wirkliche Barbaren gehaust, von denen der feine Staub, den die Zivilisation über die Bestie Mensch gelegt, wieder abgefallen war. Die ganze Ausstattung der Braut war aus den Fächern herausgerissen und lag teilweise noch am Boden. Portraits, Photographien, Spiegel — alles lag in Scherben auf dem Fußboden. Wir hatten zu dreien das Zimmer betreten und zu dreien ballten wir in ohnmächtiger Wut die Fäuste.

Da wir Befehl erhalten hatten, bis auf weiteres in Suippes zu bleiben, konnten wir am nächsten Tage die Rückkehr vieler Flüchtlinge beobachten. Scharenweise kamen sie aus der Richtung von Chalons-sur-Marne zurück und fanden

nun, anstatt ihres friedlichen Heimes, eine trostlos öde Stätte. Der Besitzer eines Wäschegeschäftes kehrte eben zurück, als wir uns vor seinem Hause befanden. Vernichtet sank er auf der Türschwelle zusammen, denn von seinem ganzen Geschäft war nichts mehr übrig geblieben. Wir näherten uns dem Manne, er war Israelit und sprach deutsch. Als er sich einigermaßen gefaßt hatte, sagte er uns, daß sein Geschäft für über 8000 Francs Waren enthalten hätte. „Wenn sich die Soldaten nur genommen hätten, was sie für sich brauchten, so wäre ich zufrieden, denn das habe ich nicht anders erwartet, daß sie mir aber alles zerstörten, habe ich von Deutschen nie und nimmer geglaubt." In seiner Wohnung war nicht einmal mehr eine Kaffeetasse vorhanden. Der Mann hatte Frau und fünf Kinder: wo diese sich aber zurzeit befanden, wußte er nicht. Und wie ihm ging es Unzähligen, hier und anderswo.

Ich würde lügen, wollte ich sagen, daß uns dieses Elend sehr tief ging. Die Bessern unter uns — und das waren hier fast immer jene, die in der Heimat in der Arbeiterbewegung tätig gewesen, denen der Krieg und das Kriegshandwerk in der tiefsten Seele zuwider war — wurden wohl durch besonders krasse Fälle aus ihrer Lethargie und Gleichgiltigkeit aufgerüttelt, aber die Masse berührten selbst große Tragödien nicht mehr. Wenn man sich daran gewöhnt hat, kalt lächelnd über Leichen zu schreiten, wenn man dem Tode jede Minute am Tag und in der Nacht ins Gesicht schaut, so verliert man nach und nach jenes feinere Gefühl für Menschliches und Menschlichkeit. So darf es auch nicht wunder nehmen, daß die Soldaten inmitten der grauenvollen Verwüstung lachen und scherzen konnten, daß sie in einem Konzertlokal, in dem ein Piano und ein elektrisches Orchestrion stand, sich Wein herbeischafften und dort bei Musik und Wein jubilierten. Man trank bis zur Bewußtlosigkeit, trank mit den Unteroffizieren und Feldwebeln „Kameradschaft" und turkelte dann Arm in Arm mit dem neuen „Kameraden" durch die Straßen.

Die Offiziere sahen das alles nicht, machten sie es ja doch auch nicht viel besser, wenn sie es auch verstanden, die Sache so anzulegen, daß ihre „Ehre" nicht ganz und gar in die Brüche ging. Der „Herr" Offizier schickt seinen Burschen, er solle ihm zwanzig Flaschen Wein kaufen, aber da

er ihm kein Geld gibt, mit dem er „kaufen“ kann, führt der den Befehl so gut aus, wie er nur kann. So viel weiß er jedenfalls, ohne Wein darf er nicht zurückkommen. Auf diese Weise versehen sich die Offiziere mit allem möglichen Komfort, ohne daß es ihrer „Ehre“ zu nahe tritt. Wir hatten fünf Offiziere in der Kompagnie, die zum Transport ihrer Baggage allein einen mit vier Pferden bespannten Wagen benötigten. Für die zu unserem Lebensunterhalt notwendigen Gegenstände war aber unser Tornister noch zu groß. . . .

Die „Herren“ Offiziere sehen den Krieg zum großen Teil als eine angenehme Abwechslung ihres aufreibenden Gesellschaftslebens in der Garnison an und verstehen, wenigstens soweit es sich um die Offiziere meiner Kompagnie handelte, ausgezeichnet, ihr Leben „im Interesse des Vaterlandes“ so lange wie möglich zu erhalten. Als ich nach vierzehn Monaten das Kriegsbeil begrub, hatte unsere Kompagnie schon mehr als das Dreifache ihres Bestandes verloren, ein Offiziersersatz war aber noch nicht nötig geworden — wir hatten noch nicht einen Offizier verloren. Daß sie sich auch noch nach meinem „Abschied“ sehr gut „gehalten“ haben, erfuhr ich einige Monate später in Holland. Als ich in Rotterdam eines Tages die Zeitschrift „Die Woche“ zu Gesicht bekam, fand ich darin eine Photographie mit der Unterschrift: „Sechs Angehörige der 1. Kompagnie des Pionier-Regiments Nr. 30 mit dem eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet.“ Das Bild war im Felde aufgenommen und zeigte die fünf Offiziere und den Feldwebel Bock mit dem Eisernen 1. Klasse. Ob die Herrschaften die Auszeichnung erhielten, weil sie ihr Leben für spätere Dienste aufsparten, verriet Scherl leider nicht.

Die folgende Nacht blieben wir noch an unserer Stelle und mußten wieder, „weil es von Franktireurs wimmelte“, im Freien kampieren. In Wirklichkeit war von Franktireurs nichts zu bemerken, so daß wir uns alle klar darüber waren, daß man auf diese Weise nur unserer im Abflauen begriffenen Stimmung gegen den Feind etwas nachhelfen wollte. Wußte man doch sehr genau, daß der Soldat weit gefügiger und biegsamer ist, wenn er vom Haß gegen den „Feind“ beseelt ist.

Für den folgenden Tag war Chalons-sur-Marne als Marschziel angegeben. Dieser Tag war einer der anstrengendsten Marschtage, die wir hatten. Schon morgens, als wir abmarschierten, brannte die Sonne glühend heiß vom Himmel. Von Suippes bis Chalons-sur-Marne sind es zirka 35 Kilometer. Die Kilometerzahl wäre, trotz der Hitze, nicht das schlimmste gewesen; wir hatten schon längere Märsche gemacht, aber die prachtvolle Landstraße von Suippes bis Chalons weicht auf ihrer ganzen Länge keinen Zoll breit nach rechts oder links ab, so daß man die schnurgerade, schier endlose Straße wie eine lange weiße Schlange vor sich ausgebreitet sieht. So weit wir auch marschieren, der weiße Streifen vor uns wird nicht kürzer, und wenn man sich umdreht, ist es dasselbe. Nur ein einziges kleines Dorf passierten wir auf der ganzen Länge; sonst alles unbebaut und unbepflanzt.

Viele von uns wurden ohnmächtig oder bekamen Hitzschlag und wurden von den nachfolgenden Trainkolonnen mitgenommen. Daß es den Truppen, die vor uns die Straße passiert hatten, noch schlimmer gegangen sein mußte als uns, sahen wir an den vielen toten Soldaten, Franzosen und Deutschen, die überall der Straße entlang lagen.

Wir hatten schon die Hälfte des Marsches hinter uns, ohne daß uns eine Ruhepause gewährt worden wäre. Der „Alte" fürchtete wohl, er würde die Maschine nicht mehr in Gang bekommen können, wenn die Abteilung erst einmal ihre erschlafften Glieder an der Erde ausgestreckt haben würde, und so schlichen wir langsam wie eine Schnecke, anstatt des Schneckenhauses den bleiernen „Affen" auf dem Rücken, mutlos weiter. In das Eintönige des Marsches kam erst etwas Abwechselung, als wir das ungeheuer große „Lager von Chalons" erreichten. Es ist das einer der größten französischen Truppenplätze. Gegen 3 Uhr nachmittags sahen wir weit vor uns Chalons auftauchen, und als wir um 4 Uhr in einem Obstgarten außerhalb der Stadt Halt machten, sanken wir alle ohne Ausnahme erschöpft nieder.

Die Feldküche stellte sich auch ein, aber vorläufig rührte sich keiner von uns, um Essen zu holen. Später aßen wir dann und wollten in die Stadt, um Verschiedenes zu kaufen,

hauptsächlich wohl, um Tabak zu holen, den wir am schmerzlichsten vermißten. Aber niemand durfte das Lager verlassen, und es wurde uns mitgeteilt, daß es strengstens verboten wäre, die Stadt zu betreten. „Chalons," so sagte man uns, „hat eine Kriegskontribution bezahlt, und niemand darf in die Stadt hinein." Mit Geld kann man alles erreichen, auch im Kriege; der Mammon hatte Chalons vor einer Plünderung bewahrt.

Die Schlacht an der Marne

Weit vor uns hörten wir das dumpfe Rollen der Geschütze, so daß wir schon ahnten, unsere Ruhe werde nicht von allzu langer Dauer sein. Das rollende Artilleriefeuer wurde immer stärker, doch wir wußten noch nicht, daß hier ein Kampf eingesetzt hatte, der sich für die Deutschen sehr verhängnisvoll erweisen sollte: die fünftägige Schlacht an der Marne!

Um 12 Uhr nachts wurden wir alarmiert, und eine halbe Stunde später befanden wir uns bereits im Marsch. Die kühle Nachtluft tat uns wohl, so daß wir trotz unserer Ermüdung ziemlich schnell vom Fleck kamen. Gegen 4 Uhr morgens erreichten wir den Ort Chepy. Hier hatte Freund Mammon anscheinend nicht so gnädig gewaltet wie in Chalons, denn Chepy war tatsächlich ausgeplündert. Wir machten kurze Rast und sahen noch in aller Geschwindigkeit, wie eben die Vorbereitungen für das Erschießen zweier Franktireurs getroffen wurden. Es waren zwei kleine Bauern, die angeblich ein französisches Maschinengewehr mit Bedienungsmannschaft vor den Deutschen verborgen hatten. Das Urteil wurde vollstreckt, um Urteilsgründe ist man nicht verlegen, und der Bevölkerung hat man gezeigt, wer jetzt hier „Herr im Hause" ist.

Dem kleinen Ort Pogny, der auf halbem Wege zwischen Chalons-sur-Marne und Vitry-le-Francois liegt, war er nicht besser als Chepy ergangen, wie wir am Vormittag, als wir dort um 9 Uhr einzogen, konstatieren konnten. Wir waren jetzt dem Kanonengebrülle bedeutend näher gekommen und zurückgehende Leichtverwundete und Munitionskolonnen erzählten uns, daß westlich von Vitry-le-Francois eine furchtbare Schlacht tobe. Um 4 Uhr nachmittags erreichten wir nach einem wahren Eilmarsch Vitry-le-Francois. Die ganze Stadt war mit Verwundeten vollgepfropft; alles, Kirchen und Schulen, waren mit Verwundeten überfüllt. Die Stadt selbst war nicht beschädigt.

Es mußte hier für die Deutschen sehr schlecht stehen, denn ohne daß man uns eine Ruhepause gönnte, erhielten wir Befehl, westlich von Vitry-le-Francois in den Kampf einzugreifen. Wir hatten uns bis auf drei Kilometer der Gefechtslinie genähert, als wir in den Bereich des feindlichen Sperrfeuers kamen. Ein ungeheurer Granatenhagel wühlte hier jeden Fuß breit Erde auf. Tausende von Leichen deutscher Soldaten bekundeten, mit welch ungeheuren Verlusten die Deutschen hier alle verfügbaren Reserven herangeschafft hatten. Die Franzosen setzten alles daran, um die Deutschen am Heranziehen der Reserven zu verhindern und steigerten das Artilleriefeuer zur unerhörten Heftigkeit.

Es erschien uns unmöglich, diese Feuerbarrikade durchbrechen zu können, und zu hunderten sahen wir jede Minute die Granaten krepieren. Wir erhielten Befehl, einzeln und im Laufschritt die Hölle zu passieren. Wir lagen auf der Erde und sahen nun, wie die ersten unserer Leute hindurchzukommen versuchten. Manche liefen, der um sie herum platzenden Granaten nicht achtend, wie wahnsinnig darauflos und kamen durch; andere wurden von der von den Granaten ausgehobenen Erde gänzlich verschüttet oder von Granatsplittern zerfetzt. Zwei Mann hatten die Linie kaum erreicht, als sie einen Volltreffer erhielten, d. h. die schwere Granate explodierte direkt vor ihren Füßen und ließ auch keinen Fetzen mehr von ihnen übrig.

Wer kann wohl begreifen, was in uns, die wir nicht ganz hundert Schritt davon auf der Erde lagen, alles vor Augen hatten und nur darauf warteten, bis die Reihe an uns kam, in diesen qualvollen Minuten alles vorging? Man hatte sich in einem Labyrinth von Gedanken verfangen! Da schreit einer der Offiziere: „Der Nächste!“ Das bin ich! Wie aus einem bösen Traum aufgeschreckt, springe ich auf, das Gewehr in der Rechten, das Seitengewehr in der Linken, und rase nach vorn. Vor zwei krepierenden Geschossen springe ich einige Schritte zur Seite, laufe in mehrere zu gleicher Zeit krepierende hinein, — mache mehrere Sprünge nach rückwärts — wieder vor — laufe wie besessen hin und her, um eine Lücke zu finden, wo ich durch könnte — aber alles Eisen und Feuer . . . Wie ein gehetztes Tier sucht man eine Oeffnung, um sich zu retten — vor mir eine Hölle, hinter mir der bereit gehaltene Offiziersrevolver . . .

Wie ein Platzregen fallen die hochgeschleuderten Erdklumpen zurück — Tod oder Teufel, und ich renne blind darauflos und renne, renne, bis mich jemand beim Rock faßt. „Wir sind hier," brüllt mir jemand ins Ohr, „bleib', bist du verwundet? Siehe nach, vielleicht bist du doch verwundet und weißt es nicht." Es sind die bereits glücklich durchgekommenen Kameraden. Am ganzen Körper zitternd stehe ich da. „Setz dich hin, dann wird dir besser; wir haben auch gezittert." Langsam werde ich ruhiger. Nach und nach kamen sie heran, manche verwundet. Wir mochten etwa vierzig Mann gewesen sein, als die Feldwebel das Kommando übernahmen; von den Offizieren war wieder nichts zu sehen.

Wir gingen weiter vor und kamen an verschiedenen deutschen Batterien vorbei. Viele hatte schwer gelitten, tot oder verwundet lagen die Bedienungsmannschaften um die zerstörten Geschütze herum. Andere wieder konnten nicht feuern, weil sie keine Munition mehr hatten. Wir machen Rast. Einige Artilleristen, die wegen Munitionsmangel „nichts zu tun" hatten, kamen zu uns. Ein Unteroffizier fragt, warum sie nicht feuern. „Weil wir alles verknallt haben," antwortet ein Kanonier. „Ja, es ist auch unmöglich, durch dieses Sperrfeuer Munition heranzubringen." „Nein," antwortet der Artillerist, „weil man keine mehr hat, darum kann man uns keine heranschaffen!" Und dann erzählt er uns: „Bei Neufchateau haben wir begonnen und die Franzosen wie ein Wild vor uns hergejagt; wie die Wilden sind wir vorgestürmt, Menschen und Tiere wurden in der Hitze kaput gemacht, alle zerstörten Eisenbahnen und Transportmittel konnten in diesen paar Tagen nicht wieder hergestellt werden, man ließ alles liegen im wilden Siegestaumel und wagte sich ins Herz Frankreichs hinein. Ohne Sinn und Verstand jagte man vor, alle rückwärtigen Verbindungen sind unterbrochen — man ist in die von den Franzosen gestellte Falle arglos hineingegangen. Bis uns die erste Munition und andere Hilfsmittel, die alle per Wagen transportiert werden müssen, erreicht haben, sind wir alle abgemurkst."

Bisher hatten wir blindlings auf die unbesiegbare Strategie unseres „Großen Generalstabes" vertraut, jetzt erzählte man uns das! Wir glaubten es einfach nicht. Und

doch leuchtete es uns ein, was uns von allen Seiten jetzt bedeutet wurde, daß die Franzosen im eigenen Lande, in nächster Nähe ihrer größten Vorratskammer Paris seien und ausgezeichnete Eisenbahnverbindungen zur Verfügung hätten. Dazu unterhielten die Franzosen ein furchtbares Artilleriefeuer aus so großen Kalibern, wie wir sie bis jetzt bei ihnen noch nicht gefunden hatten. Das alles ließ darauf schließen, daß sie sich in Stellungen befanden, die längst vorbereitet waren und daß die französischen Geschütze so eingebaut waren, daß wir sie nicht erreichen konnten.

Noch glaubten wir trotz alledem, der Kanonier habe zu schwarz gesehen. Bald sollten wir eines Besseren belehrt werden.

Wir kamen in die Nähe der Verteidigungslinie; mit einem rollenden Maschinengewehrfeuer wurden wir empfangen und im Sturmschritt näherten wir uns dem schützenden provisorischen Schützengraben. Es hatte ein starker Regen eingesetzt. Das Feld ringsum war mit Toten und Verwundeten bedeckt. Der Graben selbst war mit Verwundeten angefüllt, die der Besatzung die Verteidigung erschwerten. Viele Verwundete bekamen durch die Berührung mit dem lehmigen Erdboden Wundstarrkrämpfe, denn die meisten von ihnen waren ohne Verband. Alle baten sie um Wasser und Brot, aber wir hatten selbst nichts. Sie flehten uns ordentlich um ein Stückchen Brot an. Zwei Tage befanden sie sich schon in dieser Hölle, ohne auch nur das geringste genossen zu haben.

Kaum waren wir eingeteilt, als die Franzosen in Massen angriffen. Die Besatzung dieser Gräben, die schon mehrere dieser Angriffe abgeschlagen hatte, spornte uns zum Schießen an, um dann selbst wie besessen in die anstürmenden Massen zu feuern. Dazwischen klangen die Rufe der Infanterieoffiziere: „Feuern — feuern — lebhafter feuern!“ Wir feuerten — feuerten bis der Gewehrlauf glühend heiß war. Der Gegner machte kehrt! Die bereits massenhaft zwischen uns und dem Gegner liegenden Opfer sind wieder um Hunderte vermehrt worden, der Angriff ist abgeschlagen.

Es ist dunkel, und es regnet und regnet. Man hört überall in der Dunkelheit die Verwundeten rufen, weinen und

wimmern. Auch die Verwundeten, die sich bei uns befinden, stöhnen und schreien. Alle wollen verbunden sein, doch wir haben kein Verbandszeug mehr. Wir reißen Stücke von unseren schmutzigen Hemden ab und legen die Fetzen auf die entsetzlichen Wunden. Andauernd sterben Leute, kein Arzt, kein Verbandszeug, nichts ist da! Man soll den Verwundeten helfen und muß sich auch die Franzosen vom Halse halten. Ein unhaltbarer, unmöglicher Zustand. Der Regen wird immer stärker, wir sind bis auf die Haut durchnäßt. Blindlings schießen wir in die Dunkelheit hinein, ein rollendes Gewehrfeuer steigt und wird schwächer und steigt. Wir Pioniere stehen zwischen den Infanteristen. Mein Nebenmann stößt mich an: „Du", ruft er. — „Was willst du?" frage ich. „Wer bist du?" — „Ein Pionier! Komm näher heran," zischt er, „es ist unheimlich, allein in dieser Teufelsnacht. Warum bist du auch hier? Wirst du mich auch morden wie die da drüben? . . . Bald kommen sie wieder, die da drüben; dann macht's wieder Spaß. Hörst du die andern weinen?" Und er lacht. Plötzlich beginnt er von neuem: „Ich schieße immer auf sie, bis sie aufhören zu weinen . . . das macht Spaß." Und wieder lacht er, diesmal greller und lauter als zuvor.

Ich wußte genug. Er war dem Wahnsinn verfallen. Ein Mann kam vorbei mit Munition. Ich bitte ihn, sofort den Zugführer zu holen. Der Zugführer, ein Infanterieleutnant, kommt. Ich gehe auf ihn zu und melde ihm, daß mein Nebenmann ein dauerndes Feuer auf die Verwundeten unterhält, wirres Zeug spricht und wahrscheinlich irrsinnig sei. Der Leutnant stellt sich zwischen uns. „Kannst du etwas sehen?" fragt er den andern. „Was sehen? Nein! Aber ich höre sie wimmern und weinen; sobald ich aber einen gut treffe, so ist er still, dann schläft er . . ." Der Leutnant nickt mir zu. Er will dem Mann das Gewehr fortnehmen, der aber entreißt es ihm schnell wieder und stellt sich oben auf die Deckung. Hier feuert er stehend in die Masse der Verwundeten, bis er — wenige Sekunden später — von mehreren Kugeln durchbohrt zusammenbricht . . . .

Das Drama hatte nur wenige Zuschauer und kaum vorbei war es auch schon vergessen; alles, nur nicht sentimental werden! Man schießt weiter, ohne Ziel. Das Schreien der

Verwundeten wird immer lauter. Warum? Diese zwischen den beiden Kampflinien liegenden Verwundeten sind dem ziellosen Feuer beider Parteien ausgesetzt. Niemand kann ihnen helfen, denn es wäre Wahnsinn, sich zwischen die Linien zu wagen. Immer lauter und bittender werden die Rufe: „Krankenträger", „Hilfe", „Wasser!" Höchstens ein Fluch oder eine Verwünschung ist die Antwort.

Unser Graben ist fast einen Fuß hoch mit Wasser angefüllt, Wasser und Schlamm. In diesem Morast liegen Tote und Verwundete wahllos durcheinander. Man muß Platz machen und wirft die Toten über die Deckung. Um 1 Uhr nachts kamen Leute mit Tragbahren und nehmen einen Teil der Verwundeten fort, aber für die Armen zwischen den Linien ist jede Hilfe ausgeschlossen.

Um das Elend voll zu machen, erhielten wir im Laufe der Nacht Befehl, morgens um 4.15 Uhr die feindlichen Linien anzugreifen. Im strömenden Regen machten wir uns zur festgesetzten Zeit sturmbereit. Punkt 4.15 Uhr brachen wir vor, über Leichen und Verwundete. Mit einem furchtbaren Maschinengewehrfeuer überschüttet, mußten wir auf halbem Wege wieder umkehren; nutzlos hatten wir wieder eine Masse Menschen geopfert. Kaum hatten wir uns in unserem Graben wieder zurechtgefunden, als auch schon die Franzosen wieder angriffen. Bis drei Meter vor unseren Graben kamen sie, hier brach ihr Angriff unter unserem Feuer zusammen. Auch sie mußten mit riesigen Verlusten zurück. Noch dreimal innerhalb zwei Stunden griffen die Franzosen an, immer mit großen Verlusten und ohne jedes Resultat.

Wir waren ratlos. Wenn wir nicht bald Hilfe bekamen, dann war es uns unmöglich, die Stellung zu halten. Hunger und Durst quälten uns, dazu waren wir bis auf die Haut durchnäßt und müde zum Umfallen. Um 10 Uhr griffen die Franzosen zum vierten Male an. In ungeheuren Massen kamen sie heran. Unsere Führer erkannten endlich das Gefahrvolle unserer Lage und nahmen uns zurück. Verwundete und Material im Stich lassend, fluteten wir zurück. Mit Anspannung aller Kräfte retten wir die Maschinengewehre und Munition. Tausend Meter gehen wir zurück und setzen uns in früheren Schützengräben wieder

fest. Die Offiziere rufen uns zu, wir müßten hier unter allen Umständen standhalten; bald käme Verstärkung. Im Nu waren die Maschinengewehre eingebaut und schon überschütteten wir den nachfolgenden Gegner wieder mit einem Gewehrhagel; der Vormarsch kam augenblicklich ins Stocken. Durch diesen Erfolg ermutigt, feuerten wir nur noch wilder, sodaß die Franzosen gezwungen waren, wieder in Stellung zu gehen. Die uns versprochene Verstärkung blieb aus. Zirka 800 Meter hinter uns standen sechs deutsche Batterien in Stellung, sie unterhielten jedoch nur ein sehr schwaches Feuer.

Ein Artillerieoffizier erschien bei uns und fragte den Kommandeur unseres Abschnittes, ob es nicht ratsam wäre, die Batterien zurückzunehmen; er habe telephonisch erfahren, die deutsche Linie wäre auf ihrer ganzen Länge im Wanken. Ehe ihnen der Kommandeur antworten konnte, erfolgte wieder ein Massenangriff in fünf- bis siebenfacher Uebermacht. Wie auf Kommando räumten wir ohne Befehl auch diese Stellung; vollkommen demoralisiert gingen wir fluchtartig zurück, die sechs in Stellung stehenden Batterien (36 Geschütze) dem Gegner als Beute überlassend. Der Gegner hatte, weil er fürchtete, seine eigenen auf dem Vormarsch befindlichen Truppen zu gefährden, sein Sperrfeuer eingestellt. Diesen Moment benutzten die Deutschen, um eine aus allen Waffengattungen zusammengewürfelte Verstärkung in den Kampf zu bringen. Versprengte Infanterie, abgesessene Kavallerie und herrenlose Pioniere, alles hatte man zusammengetrommelt; wenn nur die Reihen gefüllt waren. Geschlossene Reserve-Formationen waren anscheinend schon an diesem, dem dritten Schlachttage nicht mehr vorhanden.

Wieder kommt das Kommando: Kehrt — Stellung! Der ungleiche Kampf begann von neuem. Wir sehen, wie der Gegner sich anschickt, die erbeuteten Geschütze abzutransportieren, wir sehen ihn schon vorwärts stürmen. Mit aufgepflanztem Seitengewehr erwartet uns der Feind. Wir kämpfen wie wilde Tiere. Minutenlang tobt ein über alle Beschreibung wütender Bajonnetkampf. Durch die Brust, durch den Unterleib — ganz gleich, wo man gerade hintrifft, wird gestochen und geschlagen. Von einem regelrechten Bajonnettieren kann keine Rede mehr sein, das kommt

überhaupt nur auf dem Kasernenhof vor. Die Kolben sausen durch die Luft, jeder Schädel, der einem in den Weg tritt, wird zerschmettert. Helm und Tornister haben wir längst verloren. Trotz seiner großen Uebermacht kann der Gegner gegen unseren kleinen aber rasenden Menschenwall nicht an. Wir haben eben alles um uns herum vergessen und kämpfen blutdürstig ohne jede Berechnung. Ein Teil der Unseren hat den feindlichen Wall durchbrochen und kämpft um den Besitz der verlorenen Kanonen.

Der Gegner erkennt die drohende Gefahr, er weicht zurück und sucht mit Aufbietung seiner ganzen Energie die eroberten Geschütze zu halten. Wir haben immer noch nicht locker gelassen und stechen Mann um Mann des zurückgehenden Gegners nieder. An den Geschützen aber klammert sich der ganze feindliche Klumpen wieder fest. Jede Kanone ist mit Leichen umgeben, und jede Minute fordert neue, große Opfer. Die mitkämpfenden Artilleristen versuchen den Verschluß der Geschütze zu entfernen. An dem dritten Geschütz, rechts von mir, kämpfen noch drei Deutsche gegen vier Franzosen, alles andere liegt tot oder verwundet am Boden; bei dem einen Geschütz allein mögen es etwa siebzig Tote und Verwundete sein. Ein Pionier steht an der Rohrmündung. Mit erstaunlicher Ruhe stopft er Handgranate auf Handgranate in das Rohr. Dann zündet er an und läuft fort. Freund und Feind werden in der furchtbaren Explosion in tausend Stücke gerissen; das Geschütz ist vollkommen demoliert. Siebzig bis achtzig Menschen haben sich um ein Nichts abgeschlachtet, abgeschlachtet in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Nach einem fast einstündigem Kampfe sind die ganzen Geschütze wieder in unserem Besitz. Wer könnte sich aber einen Begriff von den ungeheuren Menschenverlusten machen, die es gekostet hat, das Verlorene wieder zurückzugewinnen?! Tote und Verwundete, Infanteristen, Kavalleristen, Pioniere und Artilleristen bedeckten im Verein mit den gefallenen Franzosen zu Hunderten und Hunderten den engen Raum, die verhältnismäßig so kleine Fläche, auf der sich diese Tragödie abgespielt . . . .

Wieder erhielten wir Verstärkung; diesmal vier reguläre Kompagnien Infanterie, die einem anderen Abschnitt entnommen waren. Obwohl man an allem teilnimmt, hat

man als einzelner doch nur einen sehr beschränkten Gesichtskreis und hat keine Möglichkeit, den Stand der Dinge zu erkunden. So auch hier. Erst die aus allen Waffengattungen zusammengewürfelte Verstärkung und die jetzt eingetroffene, die einem anderen Abschnitte entzogen war, einem Abschnitte, der genau wie der unsere schwer bedroht war, ließen uns ahnen, daß wir erneuten Angriffen nur widerstehen könnten, wenn bald frische Truppen eintreffen würden. Wenn wir nur wenigstens etwas zu essen bekämen; aber dieser quälende Hunger, der unsägliche Durst.

Nun kamen im rasenden Galopp die Bespannungen der Geschütze an, um die noch vorhandenen Geschütze fortzubringen. Zur selben Zeit eröffnete die feindliche Artillerie aus allen Kalibern ein vernichtendes Feuer in die anfahrenden, über dreißig Gespanne zählende Kolonne. Verwirrung entstand und hoch bäumten sich die sechs Pferde der verschiedenen Gespanne in die Luft, stoben nach allen Seiten auseinander, die Protzen mit den Rädern nach oben hinter sich schleifend. Teilweise rannten die wildgewordenen Tiere direkt in das stärkste und schwerste Feuer hinein, um dort samt dem Führer in Fetzen gerissen zu werden. Dann übertrug der Gegner sein Feuer auf die Batteriestellung, die auch unsere Stellung war. Hier gab's nur eins, vor oder zurück! Zurück? Nein! Der Befehl lautete anders. Zurückeroberung der verlorenen ersten Stellungen, in der jetzt die Franzosen saßen und sich wahrscheinlich zu einem neuen Angriff bereit machten. Wir hatten ja wieder neues „Kanonenfutter" bekommen, der wahnwitzige Tanz konnte darum von neuem beginnen. Wir gingen vor, vor über das weite, mit tausenden und tausenden von zerfetzten Menschenleibern bedeckte Feld . . .

Kein Schuß fiel. Nur die feindliche Artillerie beschoß noch immer die Batteriestellungen. Immer noch erhielten wir kein Artilleriefeuer, auch das Infanteriefeuer des Gegners setzte nicht ein. Uns kam das verdächtig vor; wir kannten das. Immer weiter rückten wir vor, unbelästigt. Da plötzlich werden wir von einem Heere von Maschinengewehren angegriffen, ein nicht zu beschreibender Geschoßhagel überfällt uns. Wir werfen uns zu Boden und suchen Deckung, so gut es geht. „Sprung auf — marsch, marsch!" — wieder rennen wir dem Verderben in die Arme. Fast

mehr als ein Drittel unserer Leute haben wir schon verloren. Erschöpft machen wir wieder Halt. Kaum in Stellung, werden wir von der Flanke und von der Front aus angegriffen. Wir hatten nicht mehr die Kraft, einem gleichzeitigen Front- und Flankenangriff einen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen, zudem wir von der Uebermacht hier fast erdrückt wurden. Der linke Flügel war vollkommen abgeschnitten, und wir sahen, wie unsere Leute auf diesem Flügel durch Hochheben der Hände zu erkennen gaben, daß sie sich als Gefangene betrachteten. Aber genau wie wir früher, so kannten die Franzosen hier keinen Pardon, keiner von unserem linken Flügel wurde verschont, jeder einzelne Mann wurde niedergemacht.

Wir im Zentrum konnten nicht helfen, wurden wir doch selbst von Minute zu Minute weniger. „Rache für Sommepy", sauste es mir in den Ohren . . . Der rechte Flügel brach ab, riß uns mit und eine wilde Flucht begann. Da uns der direkte Rückweg abgeschnitten war, rannten wir rückwärts über's freie Feld zurück, jeder für sich selbst, mit einem bis zum Zerspringen klopfenden Herzen, immer im feindlichen Feuer.

Nach langem Laufen erreichen wir ein kleines Dorf nordwestlich von Vitry-le-Francois. Ohne Gewehre, ohne Helm und ohne Tornister kommen wir hier an, einer nach dem andern; aber nur ein kleiner Teil konnte sich retten, die Franzosen haben hier gute Beute gemacht. Alle die umstrittenen Geschütze sind verloren und noch mehrere andere dazu. Von den hunderten Soldaten sind noch kaum hundert übrig, alles andere ist tot, verwundet, verschollen und vermißt — wer weiß es?

Ist das die furchtbare deutsche Kriegsmaschine? Sind das die feigen, degenerierten Franzosen, die wir tagelang vor uns hergetrieben haben? Nein, — das ist der furchtbare, entsetzliche Krieg, die wechselnden Chancen, heute du, morgen ich . . .

Wir suchen uns kompagnieweise zusammen; von unserer Kompagnie sind wir mit ganzen zwölf Mann zusammen. Nach und nach kommen von allen Seiten noch mehrere, schließlich sind es zwanzig geworden. Ein überhastetes Fragen beginnt; jeder will über seinen Freund, Kamera-

den, Bekannten Auskunft haben. Aber keiner weiß zu antworten, haben wir doch alle nur an uns selbst und an keinen anderen gedacht. Wir durchstreifen, von Hunger getrieben, den Ort. Erst freilich trinken wir Wasser, soviel Wasser als wenn wir uns für's ganze Leben satt trinken wollten. Etwas Eßbares finden wir nicht, nur in den Gärten hier und da ein paar Rüben, die wir, ohne sie erst abzuwaschen, oder auch nur oberflächlich zu säubern, mit einem wahren Heißhunger verschlingen.

Wo aber ist unsere Kompagnie? Niemand weiß es; wir sind die Kompagnie, wir zwanzig Mann. Und die Offiziere? „Irgendwo," sagt ein Soldat, „irgendwo in einer bombensicheren Ecke!" Was aber sollen wir tun? Wir wissen es nicht. Da kommt bald darauf ein Wachtmeister der Feldgendarmerie, hoch zu Roß. Diese „Vaterlandsverteidiger" haben die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß nicht zu viele „Drückeberger" hinter der Front herumbummeln. „Ihr seid Pioniere, was?" herscht er uns an, „was macht ihr hier?" Und er stellt eine lange Reihe Fragen, die wir ihm so gut wie möglich beantworten. „Wo sind die anderen?" — „Drüben", sagt ein junger Berliner und zeigt auf das Schlachtfeld, „tot oder gefangen, vielleicht haben sich auch einige in Sicherheit gebracht und sind anderswo." — „Ist ja auch schnuppe", herrscht der gestrenge Wachtmeister, dem das Gespräch unangenehm zu werden begann, uns an. „Wartet hier bis ich zurückkomme." — „Wo sind die Offiziere?" Wieder weiß keiner zu antworten. „Wie heißen sie? Ich werde sie schon finden, vielleicht sind sie in Vitry?" Wir nennen ihm die Namen: Hauptmann Menke, Oberleutnant Maier, Leutnant d. R. Spahn, Neesen und Heimbach. Er gibt uns einen Schein, damit wir anderen Aufpassern gegenüber den Zweck unseres „Herumbummelns" beweisen können und verschwindet. „Hoffentlich stürzt der Gaul und der Kerl bricht's Genick," diesen frommen Wunsch gab ihm einer der unsrigen mit auf den Weg.

Wir gehen in eines der Häuser, das wie alle anderen ausgeplündert ist, legen uns auf die an der Erde herumliegenden Matratzen und schlafen —, schlafen und schlafen.

Wie lange wir da geschlafen hatten, wußte keiner von uns; wir sahen nur, daß es Nacht war. Einige Leute unse-

rer Kompagnie hatten uns geweckt. Lange hatten sie nach uns gesucht. „Kommt mit, der „Alte“ ist draußen, er macht einen Heidenlärm. Er hat siebzehn Mann zusammen und flucht, was das Zeug hält, weil er euch nicht findet.“ Schlaftrunken und vollkommen willenlos tappen wir mit; wir wissen, man schickt uns wieder vor, doch wir geben nichts drum, wir sind ganz und gar aus dem Gleichgewicht gekommen, noch nie hatte ich eine solche Gleichgültigkeit beobachtet an uns wie in dieser Nacht. Da steht der „Alte“, er sieht uns ankommen, ohne Kopfbedeckung, die ganze Uniform zerrissen und zerfetzt, ohne Gewehr und ohne Tornister. „Wo treibt ihr Schlafmützen euch herum?“ Das war der Empfang. Keiner antwortet. Was liegt uns dran, schlimmer als es ist, kann es ja nicht mehr werden. Aber trotzdem wir alle das uns angetane Unrecht fühlen, bleiben wir alle stumm.

„Wo habt ihr eure Ausrüstung?“ — „Verloren.“ — „Verloren? Ja, ich weiß, schöne Geschichte das, Staatskrüppel seid ihr, elendes Gesindel, na, wenn alle so wären wie ihr . . .“ so geht's noch eine Weile fort. Dieser feine Bursche hatte das „Gesindel“ laufen lassen, während er selbst in Vitry vier bis sechs Kilometer hinter der Front sein Vaterland „verteidigte“. Wir suchen uns unter den herumliegenden Gewehren die besten heraus, und bald waren wir wieder „gefechtsbereit“.

Halb schlafend standen wir auf der Gewehrmündung gestützt herum und warteten, bis man uns wieder zur Schlachtbank führte. Da geht mitten unter uns ein Schuß los. Einem „verdorbenen Fahnenjunker“, wie ihn die Offiziere nennen, hatte die Kugel die ganze rechte Hand zerschmettert. In wildem Schmerz schrie er auf. Er wird verbunden. Der „Erste“: „Wie ist das passiert?“ Ein Augenzeuge erzählt: „Er hatte, wie wir alle, die Hand auf die Mündung gestützt als es passierte, mehr habe ich nicht gesehn.“ „Hatte er gesichert?“ — „Wissen Sie nicht, daß es verboten ist, die Hand auf die Mündung zu stützen und daß es Vorschrift ist, das Gewehr, wenn geladen, zu sichern?“ Sich an den sich vor Schmerzen krümmenden „verdorbenen Fahnenjunker“ wendend, schrie er diesen an: „Ich werde Sie zur Bestrafung melden wegen grober Fahrlässigkeit und wegen Selbstverstümmelung im Felde!“

Wir aber wußten ja alle Bescheid. Der Fahnenjunker war Unteroffizier, aber ein armes Luder; er wußte auch ganz genau, daß er keine Karriere mehr machen konnte. Wir Soldaten liebten ihn, weil wir wußten, daß ihn das Soldatenleben anekelte. Trotzdem er Unteroffizier war, verkehrte er nur unter gemeinen Soldaten; wir hätten unseren letzten Bissen mit ihm geteilt, weil er, ganz besonders uns gegenüber, ein Mensch war. Wir wußten aber auch, wie sehr er von oben gedrückt wurde und wunderten uns, daß das „Unglück" nicht schon früher geschehen war. Ob man ihn später vor ein Kriegsgericht gestellt hat, weiß ich nicht; im Allgemeinen aber sind solche Verurteilungen wegen Selbstverstümmelung an der Tagesordnung und Unzählige werden zu schweren Strafen verurteilt. Den Soldaten an der Front werden diese Urteile ab und zu bekannt gegeben, um als abschreckendes Beispiel zu dienen, dem Volke zuhause aber wird nur sehr wenig davon zu Ohren kommen.

Einem der Offiziersstellvertreter wurde vom Hauptmann das Kommando übergeben, dann verschwand der Alte wieder in der Richtung auf Vitry. Er gab seinem Gaul die Sporen und fort war er. Ein Soldat meinte, das Pferd des Hauptmanns hätte es tausendmal besser als wir; wir wußten das alles, wir wußten, daß wir tief unter dem Tier standen und so behandelt wurden.

Wir rückten ab und am nordwestlichen Dorfausgang machten wir Halt. Hier trafen wir mit zusammengetrommelten Pionieren anderer Kompagnien und Bataillone zusammen, und unsere Kompagnie wurde wieder auf 85 Mann gebracht. Der Offiziersstellvertreter erklärte uns nun, daß wir heute nicht ins Gefecht kämen, wir hätten nur die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die deutschen Truppen, die jenseits der Marne kämpfen, die vorhandenen Behelfsbrücken für den Fall in gutem Zustand vorfinden, daß ein Rückschlag erfolgt; wir rücken jetzt nach der Stelle ab, wo die Saulx in die Marne mündet.

Wir marschierten also ab und erreichten um 6 Uhr morgens ungefähr unser Ziel. Auf dem ganzen Gelände, das wir überschritten, lagen die Toten massenhaft umher, ein Zeichen, daß überall der Tod eine furchtbare Ernte gehalten. Wir lagen auf einer bewaldeten Anhöhe diesseits der

Marne und konnten viele Kilometer weit im Umkreise das Gelände vor uns überblicken. Man sah die zu Tausenden niederfallenden Granaten explodieren. Von Menschen bekam man wenig zu sehen, fast garnichts, und doch lagen hier vor uns Tausende in einem verzweifelten Kampf. Nach und nach konnten wir die Gefechtslinie schwach erkennen, die Deutschen lagen zirka zwei Kilometer hinter der vor uns fließenden Marne. An den Ufern der Marne lagerte in großen Massen deutsche Kavallerie. Nur zwei baufällige Brücken aus Behelfsmaterial hergestellt, waren hier vorhanden. Sie waren zur Sprengung vorbereitet und mit tausenden von Sprengkörpern (Dynamit) versehen. Die elektrischen Zündkabel führten zu unserem Standort, und wir hatten die Zündapparate zu bedienen. In telephonischer Verbindung waren wir jeden Augenblick in der Lage, die Brücken in die Luft fliegen zu lassen.

Drüben wird es lebendig; wir sehen, wie auf verschiedenen Stellen die Franzosen zum Angriff übergehen und wieder zurückfluten. Das Gewehrfeuer wird immer heftiger und die Angriffe häufiger. So geht es zwei Stunden lang fort. Wir sehen, wie die Franzosen immer mehr Verstärkungen heranbringen trotz dem deutschen Artilleriefeuer, das nur schwach unterhalten wird. Nach langer Pause beginnt wieder ein feindlicher Angriff, in mehreren Gliedern kommen die Franzosen an. Mehrere Male greifen sie an und müssen zurück; jedesmal mit großen Verlusten. Um 3 Uhr nachmittags weichen unsere Truppen, mit aller Macht angegriffen, erst langsam, dann fluchtartig zurück. Den mit ungeheurer Kraft geführten Stoß konnten die Erschöpften nicht mehr aufhalten. Alles zugleich sucht in wüstem Durcheinander die rettenden Brücken zu erreichen. Auch die an dem Flußufer in Deckung stehende Kavallerie rast nach den Brückenstellen. In einem riesigen Haufen staut sich die ganze Masse vor den Brücken, ein Knäuel von Menschen und Pferden. Im Nu ist die Brücke vor uns mit Menschenleibern bedeckt, die alle im rasenden Lauf das andere Ufer zu erreichen suchen. Wir glauben zu sehen, wie die provisorische Brücke unter der ungeheuren Last schwankt. Der Offiziersstellvertreter übersieht wie wir das ganze Gelände und preßt krampfhaft den Hörer des Telephons an das linke Ohr, die rechte Hand am Zündapparat, den ein ande-

rer bedient. Mit angehaltenem Atem stiert er in die flüchtenden Massen. „Wenn nur das Telephon intakt ist", spricht er, wie zu sich selbst, zwischendurch. Er weiß es und wir alle wissen es, sobald der kurze Befehl durch dies Telephon kommt, muß er handeln; es ist nicht viel, was er zu tun hat — durch eine Handbewegung veranlaßt, dreht der Mann am Apparat den wie eine Flügelschraube aussehenden Schlüssel herum — und alles ist erledigt.

Immer noch stürmen die Massen über die Brücke, aber noch mehr als die Hälfte ist drüben, fast noch die ganze Kavallerie. Die Brücke weiter oben wird nicht so schwer benützt und auf diesem Punkt sind schon fast alle in Sicherheit. Wir sehen, wie schon die ersten Gegner die Brücke passieren, aber die Brücke bleibt stehen; der Feldwebel, der den anderen Apparat zu bedienen hat, ist ratlos, weil er keinen Befehl bekommt und aus eigener Initiative läßt er die Brücke in die Luft fliegen und hunderte Franzosen auf der Brücke finden ihr Grab in der Marne . . .

Im selben Moment aber erhielt der neben mir liegende Offiziersstellvertreter den Befehl, die zweite und letzte Brücke aufzublasen. Er ist ratlos und zögert, den Befehl weiterzugeben, denn er sieht noch die Unmasse der Deutschen drüben; er sieht den Kampf der Anstürmenden, denn jeder will zuerst den Zugang zur Brücke gewinnen, alle wollen zugleich in Sicherheit. Eine furchtbare Panik entsteht, viele Soldaten stürzen sich in den Fluß und versuchen schwimmend zu kreuzen. Immer schwerer wird die jetzt noch einige Tausende zählende Menge drüben bedrängt, immer dringender wird das Telephon. Der Offiziersstellvertreter springt auf, stößt den am Apparat stehenden Pionier zurück und in der nächsten Sekunde — ein furchtbarer Knall — Brücke und Menschen werden hunderte von Metern in die Luft geschleudert, und wie ein hochwasserführender Fluß allerlei Geröll mitschwemmt, so war die Oberfläche der Marne mit Holz und Menschen, mit zerfetzten Uniformen und Pferden bedeckt. Hier hatte alles Schwimmen seinen Wert verloren und immer noch stürzten sich Soldaten in den Fluß.

Drüben aber begannen die Franzosen die mit hochgehaltenen Händen dastehenden deutschen Soldaten gänzlich zu entwaffnen. Tausende Gefangene, unzählige Pferde und

Maschinengewehre waren dem Gegner in die Hände gefallen. Einige von uns waren eben im Begriff, mit den nun überflüssigen Zündapparaten zurückzugehen, als sich etwas ereignete, was mancher von uns schon geahnt haben mochte. Ein nicht wieder gut zu machender Irrtum war geschehen. Als die obere Brücke, die weniger von Soldaten in Anspruch genommen war, von den deutschen Truppen passiert worden war und der Gegner die Verfolgung ohne Verzug aufzunehmen begann, wurde von dem befehlenden Stabe, der diesen Uebergang zu leiten hatte, beabsichtigt, eine bestimmte Anzahl Feinde die Brücke passieren zu lassen und diese Anzahl so zu bemessen, daß sie den sich in vorläufiger Sicherheit befindlichen deutschen Truppen nicht gefährlich werden konnten. Diese voreiligen gegnerischen Truppen hätten dann, nachdem die Brücke nicht mehr bestand, keine Hilfe bekommen können und wären vernichtet worden oder in Gefangenschaft geraten; darum wartete man noch mit dem Sprengen der Brücke.

Der Feldwebel aber, der die Sprengung zu leiten hatte, bildet sich in dem Wirbel der Gedanken ein, die Leitungskabel des Telephons müßten zerstört sein, und sprengt aus eigenem Antriebe die mit Franzosen dicht gefüllte Brücke in die Luft, ehe es dem Gegner gelingt, die Zündleitung zu unterbrechen. Zur selben Zeit aber bekommt der Offiziersstellvertreter an dem Zündapparat der zweiten Brücke einen Befehl, über dessen Wortlaut er sich (wie er später selbst sagte) überhaupt garnicht klar war, wirft den Hörer hin, verliert die durchaus nötige Ruhe, tötet alle auf der Brücke befindlichen Menschen und alle Hunderte und Hunderte drüben sind zur Beute des Gegners geworden.

Auf wilder Flucht

Wir bekommen keine Zeit, nähere Eindrücke zu sammeln; denn eben erhalten wir Befehl, daß alle Leute unserer Kompagnie sich in Vitry vor der Kathedrale zu sammeln hätten. Mit einem Seufzer der Erleichterung beginnen wir zu verduften, und diesmal etwas schneller als gewöhnlich, denn schon beginnt die feindliche Artillerie das ganze Gelände systematisch zu bestreichen. Von Verwundeten anderer Abschnitte, mit denen wir unterwegs zusammentreffen, hören wir, daß die Franzosen an verschiedenen Stellen schon über der Marne stehen. Wir besprachen gegenseitig die Lage und sind alle einer Meinung. In belgischem Gebiet schon hatten wir große Verluste, jeder Tag kostete neue Opfer, immer dünner wurden unsere Reihen, viele Kompagnien waren gänzlich aufgerieben und im Durchschnitt hatten alle Kompagnien schwer gelitten. Mit diesen ausgehungerten und bis auf ein Minimum reduzierten Kompagnien standen wir nun einem mit allen Hilfsmitteln vorzüglich versehenen Gegner gegenüber; der Gegner zog dauernd frische Truppen heran, und wir wurden von Stunde zu Stunde weniger. Wir begannen einzusehen, daß es unmöglich war für uns, hier standzuhalten. Von Soldaten der verschiedensten Truppenteile erhielt man immer und immer wieder die Bestätigung, daß bei ihnen, genau so wie bei uns, die Verluste an Menschen und Material geradezu ungeheuer waren. Ich dachte unwillkürlich an den „Gott der Deutschen", hatte er sie verstoßen? Ich „dachte" das so laut, daß die anderen es hören konnten. „Ja", sagte einer, „wen Gott strafen will, den schlägt er mit Blindheit." „Er hat wahrscheinlich an Belgien, an Soncherty, Sommepy, an Suippes und noch an so vieles andere gedacht und uns dann wie die blinden Wüteriche in dieses Verderben hineinrennen lassen!"

Wir erreichen Vitry; aber hier scheint das Elend noch größer zu sein als draußen, denn hier ist in der ganzen

Stadt kein einziges Haus, das mit Verwundeten nicht überfüllt wäre. In all diesem Elend hat man das Plündern nicht vergessen. Um für Verwundete Platz zu schaffen, hat man alle Warenhäuser ausgeräumt und alles auf die Straßen geworfen. Die Sanitätssoldaten gehen die Runde, und was Wert hat und ihnen zusagt, nehmen sie an sich. Die schlimmsten „Schlachtfeldhyänen“ findet man jedoch bei den Munitionskolonnen und bei den Trainkolonnen. Beide Kategorien haben auf ihren Fahrzeugen genügend Bergungsraum. Den Beweis dafür liefern übrigens auch die unzähligen Beschlagnahmen von Feldpacketen durch die deutsche Reichspost, die alle goldenen Ringe, Ketten, Uhren, Edelsteine usw. enthielten. Obschon die so oder auf andere Weise aufgedeckten Fälle genau untersucht und die Frevler schwer bestraft werden, weiß man doch, daß nur ein kleiner Prozentsatz dieser Verbrechen an das Tageslicht kommt, denn was sind vielleicht 1000 Verurteilungen unter 100,000 Verbrechen.

Hier in Vitry stand das Geschäft der Marodeure wieder in voller Blüte. Gerade die Soldaten der Trainkolonnen sind im Kriege in keiner direkten Lebensgefahr, es ist ihnen im Verhältnis zu dem an der Front kämpfenden Soldaten leicht, Lebensmittel zu finden; zudem führen sie den Proviant der Truppen mit. Weil sie wissen, daß ihr Leben nicht direkt gefährdet ist und sie alle Berechtigung zu der Annahme haben, daß sie wieder gesund nach Hause kommen und der Krieg für sie ein „Geschäft“ ist, weil sie größtenteils alles, was Wert hat, sich aneignen, darum konnten wir es begreifen, daß sie begeisterte Patrioten waren und ganz offen sagten, sie wünschten, der Krieg dauerte noch Jahre. Wir konnten es später begreifen, wenn der Kaiser irgendwo im Westen eine seiner „zündenden“ Reden gehalten hatte und die Truppen in „vorzüglicher“ Stimmung und „kampfesfroh“ angetroffen hatte; zu dieser Sorte Truppen gehört außer Train auch die große Anzahl Kavallerie, die den einzelnen Divisionen — Korps- und Generalstäben — beigegeben sind.

Wir erreichten bald die Kathedrale und meldeten uns bei dem hier anwesenden Leutnant Spahn. Er hatte auch „sein Vaterland“ hier in der Stadt verteidigt; frisch rasiert und in tadellosem Anzuge sah er auch ganz „vorteilhaft“

aus, im Gegensatz zu uns. Wir standen da mit zerfetzten und beschmutzten, blutigen Waffenröcken, mit wirrem Haar und einem bereits lang gewordenen und mit Lehm und Schmutz bedeckten Bart. Wir sollen warten. Warten, das ist alles. Wir setzen uns hin und betrachten das Elend ringsum. Die Kirche ist voll mit Verwundeten. Viele starben den Aerzten unter den Händen, Die Toten trägt man heraus, um Platz zu machen für andere. Die Toten trägt man seitwärts hin, wo schon ganze Reihen lagen. Wir nehmen uns die Mühe und zählen, hübsch in Reih und Glied gelegt, über 60 Tote. Sie haben teilweise noch ganz gute Waffenröcke an, unsere sind nur noch herunterhängende Lappen. Es liegen einige Pioniere darunter, aber ihre Röcke sind nicht besser als unsere; nehmen wir Infanterieröcke, was macht's? Rock ist Rock. Wir gehen hin und ziehen verschiedenen die Röcke aus und probieren sie an. Leicht war es nicht, denn sie sind bereits erstarrt wie ein Stück Holz, aber was hilft's? Wir können doch nicht in Hemdärmeln laufen. Nicht alle finden etwas Passendes und müssen auf eine andere Gelegenheit warten. Stiefel müssen wir eigentlich auch haben, aber die da liegen haben auch nicht viel bessere; sie haben ihre auch solange getragen wie wir unsere, aber immerhin kann man mal nachsehen. Wir suchen und finden noch ein paar ziemlich gute, sie sind sehr klein, aber einem von uns werden sie doch passen. Wir probieren mit zwei Mann. „Die sitzen aber fest", sagt der andere. Es helfen noch zwei Mann, zwei halten das Bein des Toten fest und zwei Mann ziehen am Stiefel; es geht nicht, das Bein und der Fuß sind starr, sodaß man unmöglich den Stiefel herunter bekommen kann. „Laßt sein", sagt einer, der am Bein hielt. „Ihr reißt ihm eher das Bein aus, ehe ihr den Stiefel bekommt." Wir lassen ihn los, als eben ein Arzt vorbeikommt. „Was macht ihr?" fragt er uns. „Wir wollen die Stiefel haben." „Dann müßt ihr sie schon aufschneiden; gebt euch keine Mühe, das erstarrte Bein läßt den Stiefel nicht los." Er geht weiter. Der rohe Witz darf auch hier nicht fehlen. Ein Infanterist, der dabei steht, sagt: „Nun wißt ihr's," und mit der Hand nach den Toten zeigend, sagt er: „Laßt ihnen ihre ollen Stiefel, die wollen auch nicht barfuß laufen." Man lacht über den „Witz". Warum auch nicht? Hier sind wir außer Gefahr, was liegt

uns an anderen? Wir leben ja noch, und die da liegen, hören es ja nicht mehr. Was anderes haben wir im Kriege nicht gesehen und nichts Besseres gelernt.

Wir haben uns unterwegs wohl etwas Brot zusammengebettelt, aber Hunger haben wir immer noch genug. Von unserer Feldküche ist keine Spur da. Das Personal unserer Feldküche sowie der Furier-Offizier und Unteroffizier ziehen es auch vor, ihr Vaterland mehrere zehn Kilometer hinter der Front zu verteidigen. Was liegt auch ihnen an anderen? An uns? Solange sie nicht in das Artilleriefeuer zu gehen brauchen, sind sie zufrieden; bei ihnen aber hat auch die Kameradschaft ihre Grenzen.

Es stehen aber dort einige Feldküchen anderer Truppenteile umher, sie haben gekocht, können aber das Essen nicht loswerden, und wenn ihre Kompagnie wirklich eintreffen sollte, d. h. der Rest der Kompagnie, dann werden sie doch noch viel zu viel haben; mancher, für den sie auch gekocht haben, hat das Essen nicht mehr nötig. So bekommen wir bereitwilligst so viel wir wollen. Kaum sind wir fertig, müssen wir auch schon antreten. Es hatten sich nach und nach mehrere von unserer Kompagnie zusammengefunden. Wir treten an, was man im Kriege so antreten heißt; der „Alte" kommt. Einer der Offiziere meldet ihm die Kompagnie, aber wie viele fehlen hat er anscheinend nicht gemeldet oder es ist dem Alten schnuppe, wie viele fehlen, denn er fragt garnicht, ob wir von dem einen oder dem andern was wüßten. Er tritt vor die Kompagnie und sagt (ein Zeichen seiner guten Laune): „Guten Morgen, Leute!" (Abends um 7 Uhr!) Ein Grunzen, wie man es zuweilen bei einem gewissen Tiere hören kann, und ein höhnisches „Grinsen" ist die Antwort. Ohne viel Umstände erhalten wir Befehl, uns an die am Nordausgange der Stadt stehenden Gerätewagen zu begeben, jeder soll sich mit Gewehrmunition versehen und drei Handgranaten mitbringen. „Um 9½ Uhr heute Abend ist hier Antreten, dazu jeder 500 Patronen und drei Handgranaten und Sturmzündhölzer zum Zünden der Handgranaten. Wegtreten."

Auf dem Wege zu den Gerätewagen sehen wir wie man überall im Ort alle versprengten Soldaten zusammentreibt und in aller Eile Formationen bildet. Wir ahnen, daß etwas im Gange ist, wissen aber nicht, was es sein könnte.

Der Regen hatte wieder eingesetzt, und es goß in Strömen. Als wir um 9½ Uhr zur Stelle sind, sehen wir, daß alle Hauptstraßen mit Truppen angefüllt sind, alle im Sturmanzug, auch wir. Sturmanzug ist Tuchanzug, Mütze, leichtes Marschgepäck: Zeltbahn, Zeltbahntuch, Kochgeschirr, Zeltstöcke, eiserne Portion und bei Pionieren auch Schanzzeug. Wir hatten uns den Tag über wieder die „Klamotten", d. i. Ausrüstung, zusammengesucht. Nun stehen wir im Regen und warten. Immer noch wissen wir nicht, was los ist. Wir erhalten Befehl, das Schloß des Gewehrs herauszunehmen und in den Brotbeutel zu stecken. Nun ist das Gewehr zum Schießen nicht zu gebrauchen. Wir beginnen zu ahnen. Ein nächtlicher Sturmangriff mittels Bajonett und Handgranaten. Damit wir nicht in die Lage kommen, uns in der Dunkelheit gegenseitig zu erschießen, mußten wir das Schloß aus dem Gewehr entfernen.

Wir standen wohl bis 11 Uhr, als wir plötzlich den Befehl erhielten, Quartiere zu beziehen. Wir wußten nicht, was wir von den ganzen Vorbereitungen zu halten hatten und jetzt noch gar dieser Befehl, der allerdings von uns allen begrüßt wurde. Daß die Schlacht an Heftigkeit noch nicht nachgelassen, hörten wir an dem rollenden Feuer und der Himmel war von den brennenden Dorfern und Gehöften weit und breit rot gefärbt.

Auf dem „Heimwege" hörten wir an den Reden der Offiziere unter sich, daß ein letzter Versuch gemacht werden sollte, die Franzosen zu werfen, darum dieser abgesagte Nachtangriff. Man hatte aber im Hauptquartier anscheinend einen anderen Entschluß gefaßt oder fassen müssen, hatte vielleicht dort eingesehen, daß hier nichts mehr zu machen sei, nahm den Angriffsbefehl zurück und entschloß sich zum Rückzug, der am nächsten Morgen um 6 Uhr früh begann. Wir allerdings hatten keine Ahnung, daß wir die letzte Nacht in Vitry sein sollten.

In einem Hausschuppen wurden wir für die Nacht untergebracht. Da wir die nötige Bettschwere hatten, schliefen wir bald fest ein. Um 4 Uhr morgens müssen wir auf. Wir erhalten jeder ein Brot, füllen uns die Feldflasche mit Wasser und marschieren ab. Wohin sagt man uns nicht, aber man merkt es. Auch die noch vorhandenen Bewohner von Vitry scheinen informiert zu sein; sie stehen teilweise

an den Straßen und werfen uns vielsagende Blicke zu. Ueberall beobachten wir eine fieberhafte Tätigkeit. Vor der Stadt machen wir Halt. Der Hauptmann ruft uns um sich und sagt uns etwa folgendes: „Wegen Geländeschwierigkeiten werden unsere Truppen ihre Stellungen räumen und auf jene Höhen zurückgehen und dort neue Stellungen beziehen." Dabei dreht er sich um und zeigt mit der Hand nach einem sich am Horizont hinziehenden Höhenzug. „Dort werden wir uns festsetzen und den Gegner erwarten," fuhr er fort. „Es werden heute dort neue Verstärkungen eintreffen und in einigen Tagen werdet ihr von Paris aus eine Ansichtskarte nachhause schicken können!"

Ich muß gestehen, daß die Mehrzahl von uns damals diesen Schwindel auf's Wort glaubte. Es kamen bereits andere Truppenteile von allen Seiten an. Wir waren einige Stunden marschiert, als wir hörten, daß Vitry bereits wieder von den Franzosen besetzt sei, auch das ganze in Vitry aufgestapelte Material sowie die ganzen Lazarette mit Aerzten und Mannschaften, sowie ganze Sanitätskompagnien von den Franzosen genommen waren.

Gegen 2 Uhr mittags erreichten wir die Höhen, die uns der Hauptmann gezeigt hatte, aber er hatte anscheinend alles vergessen, denn es ging immer weiter und weiter. Es begann nun auch bald dem Dümmsten zu dämmern, daß man uns beschwindelt hatte. Die Straßen füllten sich immer mehr mit zurückgehenden Truppen und Kolonnen, von allen Seiten suchten sie die auch von uns benutzte Hauptstraße zu erreichen, was zur Folge hatte, daß die Straße überfüllt wurde und wir immer mehr ins Hintertreffen gerieten. Leere Munitionskolonnen jagten an uns vorbei, einzeln, ohne jeden Zusammenhang — eine geschlossene Formation war überhaupt nicht mehr zu entdecken. Kantinen- und Baggagewagen überholten uns, und hier schon entstand ein wüstes Durcheinander. Alle Augenblicke trat eine Stockung ein und alles staute sich. Vielen dauerte es zu lange und einige Wagen versuchten, neben der Straße durch das vom Regen aufgeweichte Feld zu fahren, nur um vorwärts zu kommen. Ein Wagen fällt um und ein anderer bleibt stecken. Man gibt sich keine große Mühe, sondern spannt die Pferde ab und läßt den Wagen zurück; mit den ledigen Pferden machen die Fahrer, daß sie weiter kommen,

jeder sucht sich in Sicherheit zu bringen. So wechselt eine Szene die andere ab. Ein Offizier kommt angeritten und überbringt unserm Hauptmann einen Befehl — was es ist, wissen wir nicht. Wir machen jedoch Halt und treten neben die Straße ins Feld. Nachdem wir die Gewehre zusammengesetzt, können wir uns hinlegen. Wir legen uns neben die Straße und besehen uns die vorbeimarschierenden Kolonnen, Feldküchen, Trains, Munitons- und Baggagewagen, Sanitätskolonnen, Feldpostwagen — alles bunt durcheinander. Auf allen Wagen sitzen und liegen Verwundete. Man kann an ihren Mienen sehen, daß die Fahrt auf den schweren Wagen ihnen Schmerzen verursacht, aber auch sie wollen um jeden Preis mit, wissen sie doch aus eigener Erfahrung, was es heißt, einem rücksichtslosen Feinde in die Hände zu fallen. Man würde sie vielleicht ebensowenig beachten, wie sie und wir alle früher die zurückgebliebenen Verwundeten der Franzosen beachtet haben. Weil sie und wir alle das wissen, darum um keinen Preis zurückbleiben.

Wir wissen immer noch nicht, was man mit uns vorhat. Es wird bereits Abend, und es regnet wieder in Strömen; wir liegen auf der Erde und frieren ganz empfindlich, der schlaffe Körper strömt keine Hitze mehr aus, und doch bleibt man liegen, denn man ist zu müde. Nun kommen schon Artillerie-Abteilungen an, aber die Mehrzahl der Batterien hat nicht mehr die volle Anzahl (6) ihrer Geschütze, einer fehlen drei, der anderen zwei, viele Geschütze kommen sogar einzeln an. Eine ganze Reihe, zirka 50, Protzen fahren vorbei, ohne Geschütze. Diese Batterien haben nur noch die Bespannung retten können, die Geschütze aber in den Händen der Franzosen lassen müssen. Andere wieder haben statt sechs Pferden nur noch zwei oder vier.

Nun kommen zirka fünfzehn Automobile an, feine schwere Wagen. Wir staunen die schweren, eleganten Maschinen an. „Ah," hört man um sich, „der Generalstab!" — Herzog Albrecht von Württemberg und seine Getreuen! Unter uns wird es wieder rebellisch. Jeder ist wütend und es regnet Verwünschungen. „Nun haben sie Tausende abmurksen lassen und nun machen sie sich per Auto aus dem Staube," sagt einer. Wir liegen hier im Morast und Regen, uns sieht man nicht. Die Autos rasen vorbei und überholen

alles andere. Was wir hier sollen, wissen wir immer noch nicht, schon Stunden lang liegen wir herum, bis 10 Uhr abends. Die Truppen fluten zum großen Teil in aufgelösten Verbänden zurück. Maschinengewehr-Kompagnien kommen mit leeren Wagen an, die Gewehre haben sie alle verloren. Westlich von uns hören wir den immer näher kommenden Geschützdonner. Ob man uns wieder einsetzen will, wissen wir nicht.

Der Tumult auf der Straße wird immer größer und artet in der Dunkelheit zur Panik aus. Flüchtlinge, die in dunkler Nacht und im strömenden Regen mit Frau und Kindern umherirren, geraten unter die Räder der Fahrzeuge, flüchtende Verwundete werden ebenfalls von den Rädern zermalmt, und überall hört man im Dunkel Hilferufe. Die Straßen sind schwer mitgenommen und arg zerfahren. Ueberall am Wegrande stehen verlassene Fahrzeuge. Wir brechen gegen 3 Uhr nachts auf, und ehe wir recht wissen, was geschieht, befinden wir uns bei der Nachhut. Zusammengeschossene Infanterieregimenter kommen in einem erbärmlichen Zustand an, Tornister und allen unnötigen Ballast haben sie fortgeworfen und suchen so schnell wie möglich vorwärts zu kommen. Es dauert nicht lange, da platzen auch schon die ersten feindlichen Schrapnells über uns, was uns zu einem immer schneller werdenden Marschtempo veranlaßt. Die Straße, die auch auf dem Vormarsch benutzt wurde, weist noch tiefe Granatlöcher auf, die bis oben mit Wasser angefüllt sind, denn es regnet beständig. Es ist stockfinster, und alle Augenblicke fällt einer in ein solches Wasserloch. Wir sind schon naß bis auf die Haut, aber immer weiter, weiter. Man stolpert in der Dunkelheit über einen Gegenstand, aber man achtet nicht darauf und macht, daß man weiterkommt. Tote Pferde und Menschen liegen mitten auf der Straße, keiner aber nimmt sich die Mühe, das Hindernis zu beseitigen.

Als es bereits Morgen wird, erreichen wir ein kleines Bauerndörfchen und machen Halt. Der ganze Ort wird besetzt und so gut es geht zur Verteidigung eingerichtet. Wir postieren uns hinter der Kirchhofsmauer. Immer neue Truppen kommen nach, aber alle gänzlich aufgelöst, wild durcheinander. Auch Kavallerie, reitende Artillerie kommen mit einer Maschinengewehrabteilung an. Aber alle noch in

Formationen, wohl in Unordnung, aber doch nicht panikartig. Daß sie auch ziemliche Verluste hatten, sieht man, doch nicht so schlimm wie bei uns. Der Gegner beschießt uns immer stärker mit Artillerie, aber ohne Wirkung. Einige Häuser sind durch Granattreffer in Brand geraten. Weit vor uns tauchen starke feindliche Kavallerie-Patrouillen auf und verschwinden wieder, und es bleibt alles ruhig. Nach zehn Minuten wird es lebhaft vor uns, und wir sehen ganze feindliche Kolonnen ankommen. Ohne einen Schuß abzugeben, machen wir Kehrt und gehen weiter zurück. Hinter dem Dorfe steht die reitende Artillerie in Stellung und feuert bereits auf den anziehenden Gegner. Eine Kavallerie-Patrouille kommt im Galopp über das freie Feld an, die Pferde sind mit Schaum bedeckt. Wir hören, wie der Patrouillenführer, ein Offizier, im Vorbeireiten einem Kavallerie-Offizier zuruft, daß auf allen Straßen starke feindliche Kräfte im Anmarsch seien. Wir lassen das Dorf weiter hinter uns und suchen rasch vorwärts zu kommen, wo wir uns befinden, wissen wir nicht. Die zurückgebliebenen Artillerie- und Kavallerie-Abteilungen haben Stellung bezogen, und die Artillerie hält den Gegner unter Feuer. Gegen Mittag platzen die Schrapnells wieder über unseren Köpfen, doch die Projektile platzen zu hoch in der Luft, um uns Schaden zuzufügen. Trotzdem ist es für uns eine ernste Mahnung, denn wir begreifen, daß der Gegner uns fast auf den Fersen bleibt — Grund genug, um unseren Rückzug in eine Flucht ausarten zu lassen. Wir versuchen denn auch, so schnell, wie es unsere müden Knochen erlauben, vorwärts zu kommen. An eine Ruhepause, das wissen wir, ist heute nicht zu denken — immer weiter im strömenden Regen.

Die Zahl derer, die vor Erschöpfung zusammensinken, wird immer größer, es sind Leute verschiedener Truppenteile; wir können ihnen jedoch nicht helfen, und Wagen sind keine mehr da, die sind weiter vorne. Gerade so wie man die erschöpften Pferde liegen läßt, bleiben auch diese zum Teil bewußtlosen Unglücklichen zurück. Soweit sie noch die Kraft haben, schleppen sie sich auf die Seite der Straße, Bewußtlose jedoch bleiben liegen, den Pferdehufen und den Rädern der nachfolgenden letzten Detachements preisgegeben. Haben sie Glück und werden sie nicht in Atome zer-

stampft, dann sind sie wieder der Willkür des Feindes ausgesetzt. Vielleicht sind die, die sie finden werden, Menschen und handeln danach, sind es aber, wie es meistens auch bei uns der Fall ist, durch den Krieg verrohte Soldaten, haßerfüllte Patrioten, dann geht es ihnen schlecht, und der „Boches“ (wie die Franzosen sagen) muß elend auf der Straße sterben, sterben für „sein Vaterland“. Wir wissen das, zu unserer Schande aus eigener Erfahrung, und bieten alle Energie auf, um nicht zurückzubleiben. Ich denke unwillkürlich an den Fremdenlegionär, der im Wüstensand liegt, von seiner Truppe zurückgelassen, geduldig und in seinem Schicksal ergeben, die hungrigen Hyänen erwartend. . . . . .

Die Straße ist mit fortgeworfenen Ausrüstungsgegenständen der Soldaten bedeckt, auch wir haben schon längst allen unnötigen Ballast fortgeworfen. Unter solchen Umständen gehts immer weiter, als wir einen Wald passieren, der mit Flüchtlingen dicht angefüllt ist. Von Baum zu Baum haben diese Vertriebenen Tücher gespannt, um sich gegen den Regen zu schützen. Hier liegen sie im größten, im tiefsten alles erdenklichen Elends bunt durcheinander: Frauen und Männer, Kinder und Greise. Bis an die Straße reicht ihr Lager, und man sieht, daß die furchtbaren erlebten Stunden tiefe Furchen in ihrem Antlitz zurückgelassen haben. Abgemattet und mit müden Blicken sehen sie uns an. Die Kinder betteln bei uns um Brot, aber wir haben absolut nichts mehr im Besitz und werden selbst vom Hunger geplagt. Die feindlichen Schrapnells „begleiten“ uns immer noch, und kaum haben wir den Wald verlassen, als in ihm Schrapnells explodieren, was zur Folge hatte, daß die dem Feuer ausgesetzten Flüchtlinge in Scharen über das freie Feld in Sicherheit zu kommen suchten. Viele von ihnen schlossen sich uns an, doch wurde ihnen bald die Benutzung der Landstraße verboten, weil sie die Truppen in ihrem Vorwärtskommen hemmten. So wurden denn alle erbarmungslos in das freie, von dem Regen aufgeweichte Feld getrieben.

Als wir am Abend ein ausgeplündertes Dorf erreichten, wurde uns endlich etwas Ruhe gewährt, denn wir hatten uns durch schnellen Marsch fast gänzlich vom Gegner losgelöst. Ziemlich weit hinter uns hörten wir den Lärm der

Nachhutgefechte, und wir wünschten, daß sich dieselben lange hinziehen möchten, dann konnten wir länger rasten. Hier im Dorf wurden der Ortsvorsteher und zwei Bürger von den Deutschen mitgenommen und von Kavalleristen eskortiert. Warum man die Leute mitschleppte, erfuhren wir nicht, aber fast jeder Ort mußte solche „Geißeln" abgeben, und in ganzen Trupps wurden sie dann abtransportiert. Das noch vorhandene Vieh hatte man auch zum größten Teil mitgenommen, und in großen Herden wurde das Vieh von berittenen Truppen mit zurücktransportiert. Wir gehörten zu der Nachhut, es war somit ganz erklärlich, daß wir nichts Eßbares mehr vorfanden, trotzdem der Hunger immer quälender wurde. In dem Dorf, in dem wir uns befanden, war aber auch rein nichts mehr zu finden, und ohne etwas zum Essen bekommen zu haben, setzten wir uns nach halbstündiger Pause wieder in Marsch.

Wir mochten wohl drei Kilometer zurückgelegt haben, als wir eine frühere Biwakstelle erreichten. Hier hatten auf dem Vormarsch vielleicht vor acht Tagen deutsche Truppen gelagert Das damals anscheinend reichlich vorhandene Brot lag zerstreut auf dem Felde. Trotzdem das Brot schon zirka acht Tage im Freien gelegen hatte und einem tagelangen Regen ausgesetzt war, wurde es von uns aufgenommen und mit einem wahren Heißhunger verzehrt. Wenn nur der Hunger gestillt war; womit man den Magen füllte, war ganz gleich.

Es wurde schon wieder mal Nacht, und immer war noch keine Aussicht auf Schlaf und Erholung vorhanden. Wie weit wir noch zurück sollen und müssen, wissen wir nicht. Wir wissen überhaupt nur so wenig. An der uns fremden Umgebung erkennen wir, daß wir nicht den Weg benutzten, auf dem wir damals als „Sieger" nach der Marne zogen. „Damals!" Es kommt uns vor, als ob zwischen dem „damals" und heute eine kleine Ewigkeit liegt, denn mancher von damals ist nicht mehr unter uns.

So denkt man nach und Stunde um Stunde vergeht; willenlos läuft man mit; im Gehen schläft man, die Stiefel sind buchstäblich mit Wasser angefüllt — und was hilft's! Wir müssen immer mit! Wieder vergeht eine Nacht. Am nächsten Morgen werden Truppen, die zum Gros der Armee gehören, zur Nachhut verteilt. Sie liegen in

langen Kolonnen neben der Straße, um uns vorbei zu lassen und sich dann anzuschließen. Wir atmen erleichtert auf, denn wir sind nun doch nicht mehr dem feindlichen Artilleriefeuer ausgesetzt. Nachdem wir zirka fünf Stunden im Marsch sind, machen wir Halt und haben das Glück, neben eine Kompagnie Infanterie zu kommen, die noch glücklich ihre Feldküche gerettet hat.

Nachdem die Infanteristen gegessen hatten, erhalten wir den Rest, jeder einen halben Liter Bohnensuppe. Unter den Infanteristen befanden sich noch einige Pioniere unserer Kompagnie. Sie hatten uns nicht finden können und sich der Infanterie angeschlossen. Wir glaubten, daß sie tot oder in Gefangenschaft wären; sie sind versprengt worden und konnten sich nicht mehr zurechtfinden. Wir hofften, auf diese Weise noch manchen der Fehlenden zurückzufinden, aber es waren doch nur wenige, die wir nach und nach wiederfanden. An demselben Tage, abends, sehen wir, wie ein anderer unserer Kompagnie bei Artilleristen auf dem Protzkasten sitzt. Wie er uns sieht, schließt er sich uns an und erzählt uns, wie es ihm ergangen war. Der Abteilung, zu der er gehörte, war der Rückzug über die Marne abgeschnitten worden, alle waren sie bereits zu Gefangenen gemacht, und die Franzosen waren schon dabei, sie zu entwaffnen, als er flüchtete, und es glückte ihm, schwimmend das andere Ufer der Marne zu erreichen. Auch er konnte oder wollte unsere Kompagnie nicht finden und schloß sich einer Artillerieabteilung an, um, wie er sagte, nicht laufen zu müssen. Nach unserer Ansicht aber hätte er besser getan, in Gefangenschaft zu bleiben, denn in diesem Falle hätte das Morden für ihn ein Ende gehabt. Wir sagten ihm das denn auch und er sah es ein. „Aber“, sagte er, „es ist nicht sicher, ob die Franzosen uns am Leben gelassen hätten. Ich weiß, wie wir es gemacht haben; und hätten sie uns erbarmungslos niedergemacht, dann wären wir eben tot, wer hätte es gewußt?“ Ich kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß e r speziell alle Ursache hatte, vom Gegner das zu erwarten, was er oft in rücksichtslosem Blutdurst getan hatte: er kannte als „Sieger“ weder Menschlichkeit noch Nachsicht.

Es ist noch nicht ganz dunkel, als wir einen großen Ort erreichen. Hier sollen wir Quartiere beziehen und solange

wie möglich Ruhe bekommen, doch wissen wir ganz genau, daß wir nur solange in Ruhe bleiben können, wie die Nachhut den Gegner aufhalten kann. In der Gemeindeschule werden wir einquartiert und wegen Mangel an Proviant erhalten wir Erlaubnis, die eiserne Portion zu verzehren. Natürlich hatten wir diese, eine Büchse Fleisch und ein Säckchen Zwieback, schon längst verloren oder aufgegessen, und so legten wir uns denn mit dem knurrenden Magen hin.

Um 11 Uhr abends wurden wir schon wieder alarmiert; in der größten Eile mußten wir uns marschbereit machen, um uns sofort in Marsch zu setzen. Es war stockfinstere Nacht und immer noch unaufhaltsam am Regnen. Wir wurden von den Offizieren andauernd zur Eile angetrieben und am Gewehrfeuer hörten wir, daß der Gegner uns wieder fest auf den Fersen war. Bei Tagesanbruch passierten wir die Stadt St. Menehould, die noch vollkommen erhalten war. Hier wandten wir uns nach Osten, immer noch von den Franzosen hartnäckig verfolgt, und erreichten nachmittags Clermont-en-Argonne. Wieder bekamen wir einige Stunden Ruhe, abends aber ging es wieder weiter, die ganze Nacht hindurch, in einem wahren Eilmarsch. Wir fühlten uns immer mehr ermattet, aber trotzdem gab es kein Halten.

Der Regen hatte aufgehört, als wir gegen 10 Uhr morgens die Straße verließen und den Befehl erhielten, allgemein Stellung zu beziehen. Erleichtert atmen wir auf, denn dieser tagelange aufreibende Rückzug hatte uns in einen Zustand gebracht, der nicht mehr zu ertragen war. So beginnen wir denn uns einzugraben. Wir haben jedoch die Schützengräben noch nicht halb fertig, als wir mit einem Hagel von Artilleriegeschossen überschüttet werden. Glücklicherweise haben wir nur wenig Verluste, aber es ist unmöglich, länger zu bleiben, und wir erhalten auch sofort Befehl, zurückzugehen. Ueber Feldwege marschieren wir weiter, und erst als es bereits dunkel ist, beginnen wir von neuem, uns einzugraben. Wir befinden uns in der Gegend von Challerange, in nächster Nähe des Dorfes Corway-en-Domwis. Es ist stockfinster und dichter Nebel lagert überall. Von dem Gegner wissen wir Soldaten nichts. So schnell wie möglich suchen wir unsern Graben tief zu bekommen, dabei

jedes Geräusch vermeidend. Ab und zu hören wir, wie sich feindliche Schleichpatrouillen nähern, um gleich wieder zu verschwinden.

Hier erhielten wir die ersten Verstärkungen. In der Dunkelheit kamen sie in langen Reihen heran, alles frische Truppen und meistens Landwehr, zum großen Teil noch in blauen Uniformen. Daran und an der Ausrüstung kann man sehen, daß die Leute in aller Eile ausgerüstet und abtransportiert worden waren. Sie hatten noch keine Kugel pfeifen hören und fragten ängstlich, ob es hier „gefährlich" sei. Sie führten zahlreiche Maschinengewehre mit, und im Nu hatten wir alles zur Verteidigung eingerichtet.

Der Stellungskrieg

Wo die Franzosen eigentlich sein sollten, konnten wir nicht erfahren, und die Offiziere sagten uns nur, wir sollten auf dem Posten bleiben. Unser Graben war mit Menschen dicht gefüllt und mit zahlreichen Maschinengewehren versehen. Wir gaben den Neuangekommenen Verhaltungsmaßregeln für einen etwaigen Angriff und sagten ihnen, daß sie bei einem eventuellen Angriff gefaßt bleiben und ganz ruhig und sicher zielen müßten.

Es waren zum größten Teil Familienväter, die mitten aus ihrem Berufe gerissen worden waren, ohne recht zu wissen, was mit ihnen vorging, und mitten unter uns gelandet waren. Wo, in welcher Gegend sie sich befanden, wußten sie nicht, und so bestürmten sie uns mit allerlei Fragen. Die Handhabung des neuen achtundneunziger Gewehres war ihnen fremd; sie hatten denn auch umgearbeitete Gewehre, Modell 88, zu denen unsere Munition verwandt wurde. Obwohl keine Schüsse fielen, vermieden es die „Neuen" ängstlich, mit dem Kopf über den Grabenrand zu kommen. Freigebig versorgten sie uns mit Eßwaren und Zigarren.

Es begann bereits zu dämmern, ohne daß wir bis jetzt viel vom Gegner bemerkt hatten. Der Nebel begann sich langsam zu verziehen, und nun sahen wir, daß zirka hundert Meter vor uns die Franzosen in Stellung lagen. Sie hatten sich genau wie wir über Nacht neue Stellungen geschaffen. Augenblicklich begann auch ein starkes Feuer von beiden Seiten. Der Gegner verließ seinen Graben und ging zum Angriff über, doch unsere große Masse Maschinengewehre mähte die Reihen der Angreifer buchstäblich nieder. Ein wahres Höllenfeuer war losgebrochen und nach wenigen zurückgelegten Schritten war der Angriff abgeschlagen. Immer und immer wieder erneuerten die Franzosen ihre Angriffe, und als wir um 12 Uhr mittags acht solcher

Angriffe abgeschlagen hatten, lagen zwischen den feindlichen und unsern Gräben hunderte und hunderte toter Franzosen. Der Gegner hatte eingesehen, daß an dieser Eisenmauer nicht viel zu brechen war und stellte seine Angriffe ein.

Wir ahnten damals noch nicht, daß dieses der Anfang eines mörderischen, aufreibenden Stellungskrieges war, der Anfang eines langsamen, systematischen nutzlosen Abschlachtens. Monate und Monate sollten wir hier immer in dem einen und demselben Graben kämpfen, ohne Gewinn an Gelände und ohne Verlust an Gelände, immer wie die rasenden Tiere zum Morden vorgeschickt und wieder zurück. Es war vielleicht gut, daß wir es damals noch nicht wußten, daß Hunderttausende von Menschen in diesem sinnlosen Gemetzel ihr Leben verlieren sollten.

Die Verwundeten zwischen den Gräben mußten elend umkommen; niemand wagte es, im feindlichen Feuer ihnen zu helfen. Langsam, ganz langsam kamen sie um. Das Wimmern wurde nach Stunden immer vereinzelter, einer hatte sich nach dem andern zum Schlaf gelegt, um nie wieder zu erwachen. Einzelne hörten wir noch tagelang; Tag und Nacht bitten und flehen sie um Hilfe; niemand kann helfen. Ihr Wimmern wird immer leiser, bis es endlich ganz verstummt — sie haben alle ausgelitten. Niemand kann daran denken, die Toten, die unzähligen Toten zu beerdigen; sie bleiben liegen, wochenlang, ganz in Verwesung verpesten sie die Luft, aber niemand wagt es, sie zu beerdigen. Zeigt sich mal ein Franzose, um unter den Toten den einen oder den anderen Freund oder Bruder zu suchen, dann wird er von allen Seiten beschossen; sein Leben ist ihm lieber und er probiert's nicht wieder — uns geht es genau so. Die Franzosen probieren es mit der Genfer Flagge — wir lachen und schießen sie in Fetzen. Der Drang, den „Feind" niederzuknallen, unterdrückt jedes menschliche Gefühl, die „Rote Kreuz"-Flagge hat bei uns jeden Wert verloren, wenn der Franzose sie hoch hält. Das Mißtrauen wird immer künstlich genährt, sodaß wir meinen, der „Feind" treibe nur Mißbrauch mit der Flagge, und darum will man ihn mit der Flagge in Fetzen schießen.

Wir selbst aber haben die Franzosen für Barbaren gehalten, weil sie Gleiches mit Gleichem vergelten und uns an der Bergung unserer eigenen Verwundeten hinderten. Die

Toten blieben liegen, und als wir zehn Wochen später nach einem andern Frontteil kamen, lagen sie immer noch da.

Wir hatten glücklich alle Angriffe abgewehrt und dem Gegner enorme Verluste beigebracht, ohne selbst viele Tote oder Verwundete zu beklagen zu haben. Unter diesen Umständen war vorläufig kein Angriff mehr zu erwarten, sodaß wir alles daran setzten, unsere Stellung so stark wie möglich zu befestigen. Die Hälfte der Leute blieb auf Posten, und die andere Hälfte machte die Gräben tiefer und breiter. Doch wurde andauernd ein lebhaftes Feuer von beiden Seiten unterhalten. Die Verluste, die wir an diesem Tage hatten, waren nicht besonders groß, meistens aber waren es Kopfschüsse, denn der übrige Körper war durch den Graben geschützt.

Als es dunkel wurde, begann das Feuer an Heftigkeit zuzunehmen. Obschon man nichts sah, schoß man immer drauflos, weil man dachte, der Gegner werde dann keinen Angriff unternehmen. Ein Ziel hatte man nicht und schoß immer in der Richtung des feindlichen Grabens. Die ganze Nacht wurde Munition und Material herangeschafft und fortwährend trafen frische Truppen ein. Sandsäcke kamen in großen Mengen an, wurden gefüllt und als Deckung, als Kugelschutz benutzt. Die Pioniere wurden gegen Morgen abgelöst, und wir mußten uns an einem Gehöft hinter der Feuerlinie sammeln. Der Bauernhof war noch vollkommen erhalten, auch der ganze Viehbestand war vorhanden, aber mit dieser Herrlichkeit sollte es bald zu Ende sein. Es sammelten sich nach und nach mehrere hundert Soldaten hier an, und eine wilde Jagd auf Enten, Hühner, Gänse, Tauben u. a. m. begann. Das vielleicht über 500 Stück zählende Federvieh war in einigen Stunden eingefangen und überall sah man Abkochen.

In einem angrenzenden Kamp waren über 80 Kühe und Rinder, alles wurde von den Soldaten abgeschossen und von den Feldküchen verarbeitet. Alles wurde hier genommen, auch Heu- und Getreidevorräte waren in wenigen Stunden abgeschleppt. Selbst die Stroh- und Hausschuppen wurden abgebrochen und das Holz als Feuerholz verbraucht. In wenigen Stunden war das prachtvolle Gehöft zur Ruine geworden und der Besitzer zum Bettler. Den Besitzer hatte ich am Morgen noch gesehen, er war aber plötzlich mit Frau

und Kindern verschwunden und niemand wußte, wo er geblieben war. Das Gehöft lag im Feuerbereiche der Artillerie, der Bauer hatte sich irgendwohin in „Sicherheit" gebracht. Kein Mensch kümmerte sich auch weiter darum, wo er geblieben war.

Die überfliegenden Infanteriegeschosse schlugen andauernd um uns ein, aber man achtete garnicht darauf, obschon mehrere Soldaten getroffen wurden. Ein Mann unserer Kompagnie, namens Mertens, saß an der Erde und reinigte sein Gewehr, als er einen Schuß in den Hals bekam und nach einigen Minuten tot war. Wir begruben ihn auf der Farm im Garten, setzten ihm den Helm auf's Grab und er war vergessen . . .

In der Nähe des Gehöfts stand eine deutsche Haubitzen-Batterie in Stellung. Die Batterie lag unter schwerem feindlichen Feuer. Eben kommt eine aus drei Fahrzeugen bestehende Munitionskolonne an, um der Batterie Munition zu bringen. Wir hatten einen Unteroffizier mit Namen Luwie aus Frankfurt am Main, einer seiner Brüder war bei dieser vorbeifahrenden Kolonne, ebenfalls ein Unteroffizier. Dadurch interessiert, beobachten wir die Kolonne, ob es ihr gelingen würde, durch das feindliche Feuer an die Batterie heranzukommen. Alles schien gut zu gehen, als plötzlich der Unteroffizier, der Bruder des Pionieroffiziers, einen Volltreffer erhielt und mitsamt dem Pferd in Stücke gerissen wurde. Alles das sah sein eigener Bruder mit an. Was in ihm vorging, ist schwer zu sagen, er zuckte zusammen; das war auch alles, und blieb unbeweglich stehen. Dann ging er schnurstracks nach dem Ort der Katastrophe, ohne die immer noch einschlagenden Geschosse zu beachten, nahm den Leichnam seines Bruders und legte ihn nieder. Der linke Fuß fehlte zum Teil und fast das ganze rechte Bein, und in der Brust steckte ein faustdicker Granatsplitter. Er legte den Bruder hin und eilte zurück, um die fehlenden Gliedmaßen zu bergen. Das amputierte Bein brachte er zurück, dagegen konnte er den abgerissenen Fuß nicht finden. Als wir den zerstückelten Körper bestattet hatten, entlieh sich der Unteroffizier eine Generalstabskarte von einem Offizier und notierte sich ganz genau die Stelle des Grabes, um es später nach dem Kriege wiederzufinden.

Das Wohnhaus des Gehöfts war inzwischen als Verbandsplatz eingerichtet worden. Die Verluste nahmen, nach den Verwundeten, die in großer Anzahl ankamen, zu urteilen, sehr stark zu. Die Farm bot der feindlichen Artillerie ein gutes Ziel; obschon sie durch einen Hügel verdeckt war, ragten einige sehr hohe Pappelbäume über diesen hinweg. Wir fällten die Bäume. Gegen Abend mußten wir wieder in den Schützengraben, denn die Franzosen machten erneute Angriffe; allerdings wieder ohne Resultat. Die frischen Truppen waren durchweg sehr aufgeregt und konnten sich nur langsam an das dauernde rollende Gewehrfeuer gewöhnen. Viele von ihnen hatten kaum Stellung bezogen, als sie auch schon tot waren. Ihre blaue Uniform bot ein gutes Ziel, wenn sie sich von rückwärts unseren Stellungen näherten.

Nachts war es ziemlich ruhig und wir unterhielten uns mit den Neuangekommenen. Einige von ihnen hätten in der Garnison bleiben können, hatten sich aber freiwillig zur Front gemeldet. Trotzdem sie erst einen Tag im Feuer waren, erklärten sie ganz offen, daß sie ihren Schritt bereuten, sie hatten sich den Krieg ganz anders vorgestellt, hatten an ein Abenteurerleben geglaubt, an den schönen französischen Wein geglaubt, von irgend einem prachtvollen Schloß, wo man wochenlang im Quartier bleibt, geträumt, und Essen und Trinken, so hatten sie geglaubt, könnte man bekommen so viel man wollte. Es sei ja Krieg, da nehme man einfach, was man brauche.

Solchen und ähnlichen Unsinn hatten sie von Veteranen von 1870 und 71 gehört und glaubten nun einem Abenteurer- und Schlaraffenleben entgegenzugehen. Jetzt saßen sie desto bitterer enttäuscht im schmutzigen Schützengraben, im Regen und vor sich ein unübersehbares Leichenfeld. Dann befanden sie sich jede Minute in Lebensgefahr! Das war ein ganz anderer Krieg, als wie sie sich ihn ausgemalt hatten. Von unserem Rückzug wußten sie nichts und waren daher nicht wenig erstaunt, als wir ihnen die Vorgänge der letzten Tage illustrierten.

Am andern Morgen vor Tagesanbruch verließen wir den Graben wieder, um für zwei Tage Ruhe zu bekommen. Ueber das freie Feld gingen wir zurück und kamen nach Carnay-en-Dormois in Quartiere. Mitten im Dorf wur-

den wir in einem der verlassenen Häuser einquartiert. Unsere Feldküche war noch nicht wieder eingetroffen, so mußten wir uns denn auf eigene Faust beköstigen. Von „Federvieh", Hühnern usw. war jedoch nichts mehr zu entdecken, wenn sich aber irgendwo noch ein Huhn zeigte, dann machten 20 Mann zugleich Jagd darauf. Da unter solchen Umständen nichts Fleischiges zu finden war, entschlossen wir uns, für heute Vegetarier zu sein und durchstreiften die Gärten nach Kartoffeln und Gemüse. Dabei entdeckten wir ein am Gartenzaun angebundenes Offiziерspferd. Aus Erfahrung wußten wir, daß die Satteltaschen der Offizierspferde immer etwas Eßbares bargen. Hunger hatten wir genug und kurz entschlossen entführten wir den Gaul, den wir in „Deckung" durchsuchten, um in den Satteltaschen eine ganze Garnitur feiner Lebensmittel, dabei auch Butter und Schmalz, zu finden. Den Gaul ließen wir laufen und von den „erbeuteten" Herrlichkeiten bereiteten wir uns eine Mahlzeit, wie wir sie so lecker schon lange nicht mehr gehabt hatten.

Trotz der „Gewissensbisse" hat es uns gut geschmeckt. Einer mußte Feuer machen, der andere Kartoffel schälen u. s. w, Töpfe und Ofen fanden wir in einer Küche der umstehenden Häuser.

Gegen Abend trafen lange Proviantzüge ein und andauernd frische Truppen. In langen Kolonnen zogen sie zur Front und löſten die erschlafften Leute ab; bald war denn auch der ganze Ort mit Soldaten überfüllt. Nach zwei Tagen der Ruhe begann wieder der regelmäßige nächtliche Pionierdienst .Jede Nacht mußten wir nach der Stellung, um Drahthindernisse zu bauen. Durch das infolge des Einrammens der Pfähle verursachte Geräusch wurden die Franzosen meistens aufmerksam, und so hatten wir fast jede Nacht Verluste. In zirka vierzehn Tagen hatten wir die für uns bestimmte Frontlänge mit Stacheldrahtverhauen versehen. Bei Tag hatten wir Ruhe, nachts aber mußten wir regelmäßig hinaus. Doch mit unserer Tagesruhe sollte es auch bald vorbei sein, denn die feindliche Artillerie begann den Ort regelmäßig zu beschießen. Sonderbarerweise aber immer zu bestimmten Stunden. So fielen z. B. im Anfang jeden Mittag von 12 bis 2 Uhr zirka 50 bis 80 Granaten in den Ort. Zuweilen waren es auch

Schrapnells der Feldartillerie. Aber man gewöhnte sich daran, obschon täglich Soldaten anderer Truppenteile getötet oder verwundet wurden. So lagen wir an einem Mittag alle in unserem Massenquartier, als ein Schrapnell in unserem Raum explodierte, glücklicherweise ohne Schaden anzurichten. Der ganze Raum war voll von Staub und Qualm, aber niemandem war es eingefallen, seinen Platz zu verlassen. Diese Schießerei wiederholte sich fast täglich mit zunehmender Heftigkeit. Die Bewohner des Ortes, die noch zurückgeblieben waren, meistens alte Leute, wurden alle in einer Scheune untergebracht und zwar aus Spionenfurcht. Hier wurden sie von Soldaten bewacht. Weil das Bombardement des Ortes immer zu bestimmten Stunden stattfand, glaubte der Ortskommandant, daß irgend jemand im Orte durch ein verborgenes Telephon mit dem Feinde in Verbindung stände. Man ging sogar so weit, die Zeiger der Kirchenuhr abzunehmen, weil man, trotzdem die Kirchenuhr nicht ging, „ganz bestimmt gesehen hatte", daß die Zeiger der Uhr sich gedreht hatten und einmal auf sechs und gleich darauf wieder auf fünf standen. Den „Spion", der dem Feinde mittels Kirchenuhr Signale gegeben hatte, konnte man natürlich nicht entdecken, ebensowenig wie den Mann am verborgenen Telephon. Um aber den „Richtigen" ganz bestimmt zu fassen, wurde alles Zivilvolk in einer Scheune interniert. Diese Zivilgefangenen wurden wie die Soldaten mit Essen und Trinken versehen, waren aber auch wie die Soldaten dem täglichen Bombardement, das so nach und nach den ganzen Ort verwüstete, ausgesetzt. Zwei Frauen und ein Kind waren auf diese Weise schon getötet worden, und doch entfernte man die Menschen nicht. Fast täglich brannte an irgend einer Stelle des Ortes ein Haus ab und die Granaten fielen regelmäßig jetzt abends um 8 Uhr. Es waren Granaten schweren Kalibers. Wir wußten so bestimmt, daß punkt 8 Uhr die erste Granate kam, daß wir jeden Abend den Ort verließen, alles war auf einmal leer, und richtig, punkt 8 Uhr kam auch schon die erste Granate schwerfällig angesaust. Es folgten dann in kurzen Abständen 14, höchstens aber 16 Projektile, niemals mehr. Diese 16 nannten wir die eiserne Portion. Wir waren der Meinung, daß dieses Geschütz von den Franzosen irgendwo bei Einbruch der Dunkelheit vorgeschafft wurde, dann eine

bestimmte Anzahl Schüsse abfeuerte und wieder zurückgeholt wurde. Kehrten wir dann von unserem „Spaziergang", wie wir diesen allabendlichen Ausflug nannten, zurück, dann mußten wir nach der Stellung. Dort wurden wir dann zu allen erdenklichen Arbeiten verwendet. An einem Abend mußten wir eine am Tage vorher den Franzosen entrissene kleine Farm befestigen. Wir sollten Maschinengewehrstände bauen. Es war eine ziemlich mondhelle Nacht und in einem anstoßenden Garten standen einige Obstbäume, darunter auch ein Apfelbaum, der noch einige Aepfel trug. An diesem Baume aber hatte sich ein Franzose erhängt; trotzdem er schon einige Tage dort gehangen haben mochte, denn er roch schon stark, mußten einige Pioniere die paar Aepfel haben. Die Soldaten nahmen sich die Aepfel, ohne sich um den Erhängten zu kümmern.

Hier in der Nähe dieses Gehöftes verwandten wir zum ersten Male die Minenwerfer. Die Minenwerfer, die wir hier gebrauchten, waren sehr primitiv. Ein aus starkem Eisenstahlblech bestehendes Rohr ruht auf einem Eisengestell. Eine nichtexplodierte Granate oder Schrapnell wird mit Dynamit gefüllt, mit Zündschnur und Zündkapsel versehen und in das Rohr des Wurfrohres (Wurfmine oder Schleudermine) geschoben; dahinter kommt eine der Entfernung des Zieles und der Schwere des Geschosses entsprechende starke Treibladung aus Schwarzpulver. Auch die Treibladung ist mit einer Zündschnur versehen, die so lang ist, daß sie erst dann eine Explosion erzeugt, wenn der Mann, der sie entzündet, sich schon in Sicherheit befindet. Die Zündschnur der Mine (Geschoß) wird auch zugleich mit der ersteren gezündet, hat aber eine der Dauer ihres Fluges entsprechend berechnete Länge, sodaß sie erst beim Aufschlagen auf das Ziel oder bei Verfehlung desselben nach Ablauf der berechneten Zeit explodiert. Die Treibladung muß so stark sein, daß sie das Geschoß nicht weiter schleudert als beabsichtigt ist. Dabei hat das Geschoß keine glatte Flugbahn, sondern wird in hohem Bogen geschleudert, bei Minen dieser Art z. B. bekommt das Abschußrohr bei einer Entfernung von 400 Meter eine Erhöhung von 45 Grad, entsprechend einer Treibladung von 15 Gramm Schwarzpulver.

Nun kommt es vor, daß die Treibladung nicht zur Explo-

sion kommt, d. h. das Geschoß bleibt im Rohr, die Zündschnur des Geschosses (Mine) aber brennt weiter ab, das Geschoß krepiert im Rohr und demoliert das Gestell und alles, was sich in der Nähe befindet. Als wir hier zum ersten Male diese Minenwerfer in Gebrauch nahmen, trat der letzterwähnte Fall ein. Zwei Einjährigen und einem Pionier, die diesen Minenwerfer bedienten, dauerte es zu lange, sie glaubten an einen Versager; als sie sich auf fünf Schritte genähert hatten, explodierte die Mine und alle drei wurden sehr schwer verwundet. Wir hatten in der Bedienung der Minenwerfer zu wenig Erfahrung; man hatte sie vergessen, sie lagen längst beim alten Eisen und hatten der modernen Kriegstechnik weichen müssen. So mußten wir ihre Handhabung, als sie im Stellungskrieg plötzlich auftauchten, erst erlernen. Die Offiziere aber, die noch weniger verstanden als wir, konnten uns keinen Fingerzeig geben, sodaß es kein Wunder war, wenn Unglücksfälle, wie der obenerwähnte, sich öfter ereigneten.

Auf weite Entfernungen kann man diese Bombenwerfer nicht benutzen, und mit 600 Meter ist die Grenze schon sehr hoch gezogen.

Auf Schleichpatrouille

Außer der Bedienung der Minenwerfer hatten wir auch jede Nacht Schleichpatrouillen zu stellen. Der Hauptzweck dieser Unternehmungen war das Zerstören der feindlichen Hindernisse, oder durch Belästigung der feindlichen Posten diesen die Ruhe zu rauben.

Zum Angriff oder zur Verteidigung führte man Handgranaten mit. Immer wurde uns bei Beginn eines solchen Unternehmens eingeschärft, daß wir, wenn wir einen Gegner töten, vor allem danach trachten sollen, uns der Nummer seines Truppenteils zu bemächtigen. Die Franzosen tragen die Regimentsnummer größtenteils am Rockkragen oder am Käppi. Hatten wir nun einen „abgemurkst" und es gelang uns, nahe an ihn heranzukommen, dann schnitten wir ihm mit dem Messer die Nummer aus dem Anzug oder brachten Rock und Käppi mit. Der Zweck dieses Tuns war für die deutsche Heeresleitung die Feststellung der feindlichen Armeekorps. Sie wußte auf diese Weise ganz genau, wie starke Truppen der Gegner eingesetzt hatte und ob es seine besten Truppen waren, die vor uns lagen. Diese Nachtpatrouillen waren von uns allen sehr gefürchtet, denn zwischen den Linien lagen noch unbeerdigt die Hunderte vor Monaten Gefallenen. Durch das wochenlange Liegen waren sie zu Brei verwest. Ging man nun nachts auf Patrouille, wobei man auf Händen und Füßen im Stockdunkel über all die Leichen kriechen mußte, dann stieß man ab und zu in die zu Morast verwesten Gesichter der Leichen. Hatte man nun an den Händen eine kleine Wunde, dann war man durch das Leichengift sehr gefährdet. Tatsächlich starben auch drei Pioniere und zwei Infanteristen vom Landwehr-Regiment No. 17 infolge Leichenvergiftung. Später wurde diese Art Patrouillen eingestellt oder nur in dringenden Fällen angewandt und dann nur von Leuten ausgeführt, die keine wunden Stellen am Körper hatten. Diese Auswahl der Leute hatte zur Folge, daß wir uns selbst durchweg Hautabschürfungen beibrachten, um den Patrouillengängen zu entgehen.

Cernay-en-Donuvis, unser Lagerort, lag immer noch unter täglichem starken feindlichen Feuer. Es wurde zuletzt so stark, daß wir bei Nacht nicht ruhen konnten, denn die

schweren Kaliber durchschlugen die Häuser bis zum Keller. Die Zivilgefangenen wurden, nachdem wieder einige durch Granaten getötet waren, abtransportiert. Wir aber blieben sehr gegen unseren Willen, trotz des dauernden Bombardements, im Ort. Ein Teil unserer Kompagnie lag in einem großen Bauernhaus, auch eben neu angekommener Ersatz wurde in dem Hause untergebracht. An einem Mittag ward der Ort plötzlich von einem Hagel von schweren Granaten überfallen. Fünf dieser großen Geschosse fielen zu fast gleicher Zeit in das obenerwähnte Quartier. Alle Leute lagen in den geräumigen Zimmern. Die Granaten durchschlugen das Dach und explodierten in den Mannschaftsräumen. Das ganze Haus wurde demoliert, wir aber hatten einen Verlust von 17 Toten und 28 Verwundeten. Auch die im Hofe stehende Feldküche wurde vollkommen zertrümmert. Ohne einen Befehl abzuwarten, räumten wir alle den Ort und sammelten uns außerhalb. Der Hauptmann befahl uns jedoch, wieder in den Ort zurückzugehen, weil er, wie er sagte, von der Division noch keinen Befehl hätte, den Ort zu räumen. Wir bezogen daraufhin wieder unsere alten Quartiere und das Hundeleben nahm seinen Fortgang. Bei Nacht im Schützengraben in ständiger Lebensgefahr, kamen wir morgens nach schweren Stunden und mit zerrütteten Nerven in unsern Quartieren an. An Schlaf und Ruhe war natürlich nicht zu denken, denn ständig schlugen an verschiedenen Stellen des Ortes die Granaten ein. Man hatte sich aber mit der Zeit so an alles gewöhnt, daß wir, wenn eine Granate angepfiffen kam, ganz genau wußten, wo sie ungefähr einschlagen würde. Am Sausen durch die Luft erkannten wir, ob es ein Geschoß leichter oder schwerer Artillerie war, beim Aufschlagen des Projektils wußte man schon, ob sie krepieren wird oder ob es ein Blindgänger ist. Eine ebenso genaue Beurteilung verschaffen sich die Soldaten durch die tägliche Erfahrung in der Feststellung der Nationalität der Flugmaschinen. Wenn ein Flugzeug ganz fern am Horizont auftaucht und noch winzig klein erscheint, weiß der Soldat an der Front meist ganz genau, ob es ein deutscher oder ein französischer Flieger ist. Woran man es erkennt, ist schwer zu sagen; es ist so als ob man es im Gefühl hat. Das Motorgeräusch und die Konstruktion hat sich der Soldat natürlich ebenfalls eingeprägt.

War es ein französischer Flieger, der unsern Lagerort überflog, dann waren die Straßen bald von Menschen entblößt. Das geschah nicht etwa, weil wir den Flieger fürchteten, sondern weil wir wußten, daß nach seiner Landung und Meldeerstattung ein Bombardement folgen würde. Wir machten daher die Straße frei, um bei dem Flieger den Eindruck zu erwirken, der Ort sei von Truppen entblößt. Aber genützt hat es wenig. Jeden Tag wüteten Feuersbrünste, und auch die Kirche, die als Lazarett eingerichtet war, hatte schon einige Treffer erhalten.

Bis zu dieser Zeit war es an der Front verhältnismäßig ruhig geblieben, und wir hatten unsere Stellungen mit breiten Drahthindernissen geschützt. Ein ganzes Labyrinth von Schützengräben war entstanden, das man so gar nicht zu beschreiben vermag. Man muß es gesehen haben, um zu begreifen, welch ungeheure Massen Erde hier verarbeitet wurden.

Diese Hauptstellung bestand aus sechs bis acht hinter einander liegenden, mit starker Brustwehr und Stacheldrahtverhauen versehenen Schützengraben; jeder Graben war apart befestigt. Der Abstand zwischen den einzelnen Gräben beträgt einmal 20 Meter, einmal 100, oft auch mehr, gerade wie das Gelände sich dafür am besten eignet. Alle diese Stellungen waren durch Laufgräben (Verbindungswege) miteinander verbunden. Diese Verbindungswege sind nicht breit, werden nur von Ablösungen und Transporttruppen benutzt und sind so angelegt, daß der Gegner nicht der Länge nach hineinschießen kann; sie laufen im Zickzack. In den hinteren Verteidigungsgräben sind die Lager (Unterstände) der ruhenden Abteilungen (Reserve). Zwei Kompagnie Infanterie haben im ersten Graben z. B. einen Frontabschnitt von 200 Meter zu verteidigen. Eine Kompagnie ist immer auf Posten, während die andere in den zurückliegenden Stellungen in Ruhe ist. Diese, sich in Ruhe befindliche Kompagnie muß aber stets gefechts- und alarmbereit sein, um im Falle eines feindlichen Angriffs sofort eingreifen zu können; sie steht mit der diensttuenden Kompagnie in telephonischer Verbindung. Wo das Gelände (Sumpf) das Anlegen mehrerer Gräben und die Unterbringung der Reserven nicht gestattet, sind die Reserven weiter hinten, oft im nächsten Dorf, untergebracht. Hier

ist die Ablösung, obwohl sie nur nachts stattfindet, mit großen Schwierigkeiten und fast stets mit Verlusten von Menschenleben verbunden. Man hat zur Ablösung keine bestimmten Stunden festgesetzt, um den Gegner zu täuschen. Aber durch Fliegerbeobachtungen, durch Patrouillen oder durch Aussagen von Gefangenen ist der Gegner über die lokalen Verhältnisse informiert und hält diese Geländestriche unter ständigem schwerem Sperrfeuer, sodaß die über das freie Feld ankommenden Ablösungen stets Verluste haben. Auch das Essen wird, ebenso wie die Munition, stets nachts nach vorne gebracht. Wie schwer es selbst für einzelne Personen ist, an diese Stellungen heranzukommen, dafür folgendes Beispiel. Ich war mit einem Unteroffizier und noch drei Mann für eine Nacht zum Schleichpatrouillen-Dienst befohlen. Gegen 10 Uhr abends erreichten wir die Sperrfeuerlinie. Wir lagen platt auf der Erde, um einen günstigen Augenblick zu benutzen. Aber es explodierte vor uns eine Granate nach der andern, sodaß es Wahnsinn gewesen wäre, den Versuch, durchzukommen, zu wagen. Neben mir lag ein Pionier meines Jahrganges, aber von dem Unteroffizier und den beiden andern war nichts zu entdecken. Vor uns, auf einer kleinen Erderhöhung, sehen wir im Mondschein die Schatten einiger Personen, die, ebenso wie wir, platt am Boden lagen. Mein Kamerad hatte die gleichen Bedenken wie ich, wir hielten es für unmöglich, durch das Feuer durchzukommen. Er zeigte mit der Hand nach den vor uns liegenden Gestalten und sagte zu mir: „Da liegt Unteroffizier Mertens und die andern, ich gehe hin und sage ihm, daß wir besser noch etwas warten, bis es ruhiger wird.“ „Ja, tue das.“ Er kroch auf Händen und Füßen vor, und ich sah, wie er neben den anderen lag, aber gleich wieder Kehrt machte. Es waren nämlich vier tote Franzosen der Kolonialtruppen, die schon wochenlang dort gelegen hatten, was er aber erst merkte, als er auf seine Meldung keine Antwort erhielt. So lagen die Toten hier über das ganze Feld zerstreut. Von dem Unteroffizier und den zwei Mann konnten wir nichts entdecken, und so benutzten wir einen günstigen Augenblick, um, rings von platzenden Granaten umgeben, durchzuschlüpfen. Von unseren Kameraden sahen wir immer noch nichts. Auch unser Suchen im Schützengraben war ohne Erfolg; trotzdem wir Pioniere bei den

Infanteristen durch das Arbeiten auf verschiedenen Teilen der Front sehr bekannt waren, konnte uns niemand Auskunft geben. Eine Stunde später kam die Ablösung der Infanterie an. Sie hatten fünf Mann beim Kreuzen des Sperrfeuers verloren. Bei den Verwundeten, die sie mitrugen, befand sich auch unser Unteroffizier. Von den beiden Soldaten aber wurde keine Spur gefunden, sie tauchten auch nie wieder auf. Niemand wußte, was aus ihnen geworden war.

Unter solchen und ähnlichen Umständen verbrachten wir jede Nacht draußen, ebenso hatten wir fast täglich im Lager Verluste, und obwohl schon zweimal Ersatz aus der Garnison eingetroffen war, hatte unsere Kompagnie nur noch einen Gefechtsbestand von 75 Mann. Endlich aber räumten wir den Ort und kamen in das 2 Kilometer nordöstlich von Cernay-en-Donuvis gelegene Dorf Boucoville. Cernay-en-Donuvis wurde nach und nach ganz in Trümmern geschossen, und wenn wir Abends in Stellung mußten, machten wir einen Bogen um das einst so blühende Bauerndorf.

Hier in Boucoville bekamen wir die ersten Feldpostbriefe von zu Hause. Lange, lange waren sie auf der Reise, stoßweise und unregelmäßig kamen sie an. Viele aber gingen zurück mit dem Vermerk: „Adressat gefallen," „Adressat vermißt," „verwundet." Bei vielen aber auch fand man den Vermerk: „Adressat nicht mehr beim Truppenteil." Ueber das Verschwinden dieser „Adressaten" war man sich nicht recht klar, viele von uns aber hatten berechtigte Vermutungen, und wir wünschten diesen „Vermißten" viel Glück beim Ueberschreiten irgend einer neutralen Grenze.

Die Briefe, die wir erhielten, waren aus den ersten Augusttagen, waren überall herumgekommen, trugen die Stempel verschiedener Feldpostanstalten und waren noch, im Gegensatz zu denen, die wir später erhielten, voller Begeisterung geschrieben. Hier baten die Mütter ihre Söhne, noch nicht, um des eisernen Kreuzes willen. nicht ihr Leben auf's Spiel zu setzen, eine flehende Bitte, die später immer wieder- und wiederkehrte. Hier bekamen wir ebenfalls die ersten der kleinen Feldpostpakete mit Zigarren oder Chokolade gefüllt.

Gute Kameradschaft mit dem "Feinde"

Nachdem wir zirka 10 Wochen in dieser Gegend waren, wurden wir nach einem andern Teil der Front dirigiert. Wohin es aber gehen sollte, wußte niemand. Die Aussicht für einige Tage aus dem Feuerbereich zu kommen, war für uns so verlockend, daß uns das Reiseziel ganz unberührt ließ. Es war ein wunderbares, befreiendes Gefühl, als wir auf dem Marsche nach dem Bahnhofe von Challerange aus dem Feuerbereiche kamen. Zum ersten Male seit langer Zeit waren wir nun außer direkter Lebensgefahr, auch die weittragengsten Geschütze konnten uns jetzt nicht mehr erreichen. Man muß es miterlebt haben, um die Bedeutung eines solchen Gefühls richtig einzuschätzen; mag man sich auch noch so sehr an die stete Lebensgefahr gewöhnt haben, sie lastet auf einem, drückt einen nieder.

Am Bahnhof bestiegen wir den bereitstehenden aus dritter- und zweiter Klasse-Wagen bestehenden Zug. Langsam fuhr der Zug durch die schöne Herbstlandschaft, und zum ersten Male bekamen wir einen Einblick in das Leben hinter der Front. Alle Bahnhöfe sowie die ganzen Bahnübergänge und Brücken waren militärisch besetzt. Alle Landsturmleute führten hier anscheinend ein ganz behagliches Leben und hatten sich in den Stations- und Streckenhäusern häuslich eingenestet. Sie sahen alle gutgenährt aus und waren gut gekleidet. Wenn der Zug hielt, wurden wir von den Alten freigebig mit Kaffe, Brot oder Obst bewirtet. Daß es uns nicht so gut ergangen war, wie ihnen, mochten sie uns wohl ansehen, sie fragten denn auch neugierig, von wo wir kämen. Hinter der Front herrschte überall ein sehr reges Leben. Auf allen größeren Stationen standen lange Eisenbahnzüge mit landwirtschaftlichen Maschinen aller Art beladen. Das Personal unseres Zuges bestand aus Beamten der Preußisch-Hessischen Staatsbahnen. Sie hatten diese Gegenden schon oft durchfahren und sagten uns, daß man die landwirtschaftlichen

Maschinen im ganzen besetzten Gebiet fortnähme und nach Ostpreußen schicke, um dort zu ersetzen, was die Russen zerstört hätten. Dasselbe geschah mit allen entbehrlichen Maschinen der Industrie; so sah man immer wieder Transporte der feinsten Maschinen auf dem Wege nach Deutschland.

Gegen Abend 12 Uhr passierten wir Sedan. Hier wurden wir vom Roten Kreuz beköstigt. In langen Holzschuppen waren hier vom Roten Kreuz Verpflegungsanstalten für durchziehende Truppen errichtet. Am anderen Morgen früh waren wir in Montmedy. Hier mußten wir den Zug verlassen und konnten für einige Stunden in die Stadt gehen.

An Lebensmitteln fehlte es in Montmedy nicht. Die Kantinen waren mit allem versehen und verkauften, allerdings zu hohen Preisen. Montmedy ist eine französische Festung 3. Ranges und liegt ähnlich wie Ehrenbreitstein auf einer nach einer Seite sehr steilen Anhöhe; am Fuße dieses Berges liegt die Stadt. Die Festung ist von den Deutschen ohne Kampf genommen worden. Der Besatzung, die sich im Vorgelände zur Verteidigung aufhielt, wurde der Rückzug abgeschnitten. Durch den Berg unter der Festung hin führt ein Eisenbahntunnel, der aber von den Franzosen durch Sprengungen demoliert worden war. Die Deutschen legten, um eine Eisenbahnverbindung mit der Front zu haben, die Geleise um den Berg herum durch die Stadt. Es sah fast komisch aus, wenn die Transportzüge durch die Hauptstraße und über den Marktplatz angefahren kamen. Ebenso hatte man überall an der Maas die zerstörten Brücken durch hölzerne ersetzt. Montmedy ist die Hauptbasis der 5. Armee (Kronprinz) und ganz ungeheure Vorräte an Kriegsmaterial lagerten hier. Dazu kommt noch die Armeefeldpostanstalt, Etappenkommandantur, eine Eisenbahndirektion, sowie eine große Anzahl Hospitäler. Das größte davon, das Etappenlazarett, wurde, weil es sich im Stadttheater und den umliegenden Häusern eingerichtet hatte, allgemein als Theater-Lazarett bezeichnet und barg stets bis 600 Verwundete.

In Montmedy herrschte ein sehr reges Leben. In der Hauptsache sah man genesende Verwundete durch die Straßen wandeln und eine auffallend große Anzahl Offiziere, die

alle den einzelnen Etappen zugeteilt waren. In tadelloser Uniform und mit der Reitpeitsche in der Hand schlenderten sie umher. Dabei hatten sie alle vom Krieg noch keine Ahnung, und wenn wir ihnen begegneten, erwarteten sie eine vorschriftsmäßige Ehrenbezeugung. Viele von ihnen rempelten uns an und fragten, warum wir keine Ehrenbezeugung machten, sodaß uns das Leben 30 Kilometer hinter der Verdunfront nach einigen Stunden schon anekelte.

Wir waren hier zirka 30 Kilometer hinter Verdun und zirka 100 Kilometer von unserer früheren Stellung entfernt. Als wir uns gegen 1 Uhr mittags in Marsch setzten, ahnten wir schon, daß man uns in die Gegend von Verdun verschleppen würde. Nach einem Marsche von 15 Kilometern erreichten wir den Ort Fametz. Hier bezogen wir Quartiere in verschiedenen Scheunen. Die Einwohner waren noch fast alle dort geblieben; sie schienen sich mit den Soldaten ganz gut zu verstehen. Die Zeit hatte sie einander näher gebracht, und auch wir bekamen beim näheren Zusehen einen ganz andern Begriff von unserem „Erbfeind". Als wir im Ort herumgingen, wurde uns von den Bewohnern alles Mögliche angeboten, mit Kaffe, Milch und Fleisch wurden wir bewirtet, genau so und oft noch besser wie es von deutschen Patrioten im Manöver getan wird. Zum Dank für diese Aufmerksamkeiten mordeten wir die Söhne dieser Menschen, die nichts weiter wünschten als ein friedliches Dasein.

Am andern Morgen früh ging es weiter, und als wir abends in Damvillers ankamen, erfuhren wir, daß wir uns zirka 5 Kilometer hinter der Feuerlinie befanden. Noch am selben Abend ging es weiter nach dem kleinen Dorf Warville. Hier waren wir am Ziel und bezogen Quartiere in einem von den Bewohnern verlassen Hause. Wir wurden der 9. Reserve-Division zugeteilt, und schon am anderen Tage ging es nach der Stellung. Mit 15 Mann wurden wir einer Infanterie-Kompagnie zugeteilt. Auf der ganzen übersehbaren Linie hörte man kein Gewehrfeuer, nur die beiderseitigen Artillerien unterhielten ein schwaches Feuer. Wir waren diese Ruhe im Schützengraben nicht gewöhnt, aber die Leute, die schon lange hier waren, sagten, daß bei ihnen oft tagelang auf beiden Seiten

kein Schuß fiele und von einer Aktivität keine Rede sein könne. Wir hatten hier ganz schöne Tage, so schien es uns, in Aussicht.

Der Schützengraben ging hier quer über die Hauptstraße, die von Damvillers nach Verdun führt (Distanz: 24 Kilometer). Zirka 300 Meter vor uns befand sich die feindliche Stellung. Auf der Straße patrouillierten von abends 6 Uhr bis morgens stets deutsche und französische Truppen. Diese standen nachts stets zusammen, Deutsche und Franzosen, und mit Vorliebe bezogen die deutschen Soldaten diesen Posten. Keiner dachte daran, auf den andern zu schießen, jeder m u ß t e eben auf dem Posten sein. Mit der Zeit hatten beide das Mißtrauen verloren und mit einem Händedruck begrüßten sich jede Nacht die „Erbfeinde", und freudig erzählten uns die abgelösten Posten am andern Morgen, wie freigebig die Franzosen alles mit ihnen geteilt hatten. Sie tauschten stets Zeitungen mit ihnen aus, und so erhielten wir jeden Tag französische Zeitungen, deren Inhalt uns von einem französisch sprechenden Soldaten übersetzt wurde.

Bei Tage konnte man ohne Gefahr den Schützengraben verlassen und über das freie Feld ablösen, es fiel den Franzosen gar nicht ein, zu feuern, ebensowenig wie uns. Wenn wir ablösten, grüßten wir stets unsere Feinde durch Schwenken der Helme und prompt winkten die andern mit ihren Käppies zurück. Wenn wir Wasser haben wollten, mußten wir zu einem Bauernhof, der zwischen den beiden Linien lag. Auch die Franzosen nahmen ihr Wasser von dort. Es wäre ein Leichtes gewesen, uns gegenseitig an der Benutzung des Brunnens zu verhindern, aber ungeniert gingen wir hin, von den Franzosen beobachtet. Diese warteten so lange, bis wir mit unseren gefüllten Kochgeschirren wieder abtrabten, und dann kamen sie und versorgten sich mit Wasser. Nachts traf es sich oft, daß wir zu gleicher Zeit mit den Franzosen am Brunnen ankamen. Dann wartete eine Partei zuvorkommend, bis die andere fertig war. So kam es es einmal vor, daß wir mit drei Mann ohne jede Waffe am Brunnen standen, als ein Trupp Franzosen von über zwanzig Mann mit Kochkesseln ankamen. Obwohl die Franzosen in siebenfacher Uebermacht waren, dachten wir gar nicht, daß sie uns überfallen könnten. Die zwanzig Mann warteten denn auch

ganz ruhig, bis wir fertig waren, dann grüßten wir und gingen ab.

In einer Nacht kam ein französischer Unteroffizier bis in unsern Graben. Er sprach sehr gut deutsch, gab sich als Ueberläufer (Deserteur) aus und bat uns, ihn als Gefangenen zu betrachten. Die Infanteristen aber wurden grob und sagten ihm, er solle so schnell wie möglich zu den Franzosen zurückgehen. Während dem kam auch schon ein zweiter Franzose und fragte erregt, ob keiner von den Ihren eben übergelaufen wäre. Der Zugführer, ein junger Leutnant, kam hinzu, und der zuletzt gekommene Franzose bat ihn, den Ueberläufer zurückzuschicken, „denn," sagte er, „wenn unsere Offiziere erfahren, daß einer von uns freiwillig in Gefangenschaft gegangen ist, so ist die schöne Zeit vorbei und die Schießerei beginnt wieder."

Auch wir sahen ein, daß sich durch solche Vorkommnisse die Lage für uns verschlechtern mußte. Der Leutnant aber drückte sich, er wollte die Hand aus dem Spiele lassen; jedenfalls war es ihm auch lieber, daß es weiter so blieb, wie es war. Wir lieferten den Ueberläufer prompt wieder ab. jeder von den beiden bekam noch eine Zigarre, und dann trabten sie mit Dampf wieder ab.

Unter diesen Umständen fühlten wir uns ganz wohl und wünschten uns nichts besseres. Auf unserem täglichen Heimwege konnten wir sehen, wie weiter zurück eine ungeheure Artilleriemacht plaziert wurde. Jeden Tag kamen neue Geschütze an und wurden eingebaut, ohne aber in Tätigkeit zu treten. Ebenso rege war der Transport der Munition und des Materials. Daß dies schon die ersten Vorbeitungen zu einer starken Offensive sein würden, ahnten wir damals noch nicht.

Nachdem wir etwa vier Wochen in dieser Gegend waren, wurden wir wieder nach einem andern Teil der Front dirigert. Wie immer, wußten wir auch jetzt nicht, wohin. Die verschiedensten Vermutungen tauchten auf; einer sagte, nach Flandern, der andere nach Rußland, aber keiner traf das Richtige.

Im Argonnenwald

Wir marschierten ab und erreichten des Nachmittags Dun-sur-Meuse. Wir hatten die Stadt kaum betreten, als der deutsche Kronprinz, von einigen Offizieren und einer großen Anzahl Jagdhunden begleitet, an uns vorbeiritt. „Guten Tag, Pioniere!" rief er uns zu und nahm uns scharf unter die Lupe. Er sprach mit unserm Hauptmann, und einer der Offiziere seines Stabes brachte uns nach einer Roten Kreuz-Niederlassung, wo wir gutes Essen und Wein erhielten. Hier in Dun-sur-Meuse befand sich das Hauptquartier des Hohenzollern-Sprossen. Die Damen vom Roten Kreuz behandelten uns sehr gut. Wir fragten sie, ob denn alle durchziehenden Truppen hier so gut verpflegt würden. „O ja," sagte eine junge Dame, „es kommen nur sehr wenige nach hier, aber für die Pioniere hat der Kronprinz eine besondere Vorliebe."

Wir wurden über Nacht einquartiert, und die Soldaten erzählten uns, daß in Dun-sur-Meuse das Hauptquartier der 5. Armee wäre, es ginge oft sehr lustig zu, und jeden Tag wäre Konzert im Freien. Die Offiziere bekämen oft Damenbesuch aus Deutschland; allerdings kämen die Damen nur, um „Liebesgaben" unter den Soldaten zu verteilen.

Reichlich mit Lebensmitteln versehen, setzten wir am andern Morgen unsern Marsch fort und marschierten immer der Maas entlang. Abends bezogen wir in Stenay wieder Quartier.

Nach zwei Tagen endlich landeten wir in Apremont-en-Argonne. Vorläufig wurden wir auf einer großen Farm, nordwestlich von Apremont, untergebracht. Wir befanden uns in allernächster Nähe des Argonnenwaldes, und alle Soldaten, die wir trafen und die schon länger hier waren, erzählten uns von dem täglichen ununterbrochenem Kampfe in diesem Gehölz.

Unsere erste Aufgabe war das Anlegen von Unterständen, die als Wohnung dienen sollten. Zirka drei Kilometer

hinter der Front begannen wir damit, mußten aber, nachdem einige Granaten unsere Arbeit zerstört hatten, wieder weiter; so legten wir denn 2000 Meter hinter der Front ein aus 35 Unterständen bestehendes Lager an.

Man machte ein Loch von vier Meter im Quadrat und zwei Meter tief. Darüber wurden dicht zusammen dicke Baumstämme gelegt und darauf zwei Meter Erde aufgehäuft. Stroh hatten wir nicht, so mußten wir denn vorläufig auf der nackten Erde schlafen. Von der Front flogen andauernd Infanteriegeschosse über uns und schlugen in den Bäumen ein. Wir wurden den Infanteriekompagnien zugeteilt; ich kam zu der 10. Kompagnie Infanterieregiment No. 67.

Der Erdboden war durch die ständige Benutzung vollkommen aufgewühlt, und die Pfade und Wege waren mit Knüppeln und Baumstämmen belegt, um sie für Menschen und Wagen passierbar zu machen. Nach einem beschwerlichen Marsch erreichten wir die vorderste Stellung. In einem wahren Wirrwarr von Gräben war es nicht leicht, sich zurechtzufinden, dabei waren die Gräben mehr wie fußhoch mit Wasser gefüllt. Endlich kamen wir dann vorne an und meldeten uns bei dem Hauptmann der 10. Kompagnie Infanterie-Regiment No. 67. Die Verhältnisse waren uns natürlich völlig fremd, aber die Infanteristen erklärten uns alles, soweit das möglich war. Nach zwei bis drei Tagen waren wir schon ganz gut mit den Verhältnissen vertraut und ein vielseitiger Dienst begann.

Die Franzosen waren nur zehn Meter von uns entfernt, und am zweiten Tage schon wurden wir in einen Handgranatenkampf verwickelt. Dabei verlor der Pionier Beschtel aus Saarbrücken sein Leben. Er war unser erstes Opfer im Argonnenwald, viele aber folgten ihm mit der Zeit nach. Wir hatten in den zurückliegenden Gräben ein Pionier-Depot errichtet, 25 Mann machten weiter nichts als Handgranaten. So fanden wir uns bald vollkommen zurecht und waren für alle Eventualitäten gewappnet.

Im Lager schon wurden wir in verschiedene Trupps eingeteilt; diese Einteilung der verschiedenen Trupps zeigte uns schon, mit welch erdenklichen Mitteln hier gekämpft wurde. So gab es Mineur-, Sappeur-, Handgranaten-, Minenwerfer- und Leuchtpistolen-Trupps. Andere wieder

machten Drahthindernisse, Spanische Reiter oder Geschosse zu den primitiven Minenwerfern. So war man einmal bei diesem, dann wieder bei jenem Trupp. Das Waldgelände war äußerst schwierig. Die dichte, aus verworrenem Unterholz bestehende Waldung bot an sich schon ein fast unüberwindliches Hindernis. Dabei waren die Bäume alle bis auf Schußhöhe abgeschossen, von den Maschinengewehren glatt abgeschossen lagen sie alle kreuz und quer an der Erde, ein natürlicher Astverhau.

Die Infanteristen hatten uns auch erzählt, unter welch schwierigen Umständen hier ununterbrochen gekämpft wurde; kein Tag verging ohne Verluste, und stets wurde geschossen — eine Feuerpause hatten die Leute noch nicht erlebt. Wir sollten denn auch bald ein Bild dieses Massenmordens, dieses systematischen Abschlachtens bekommen. Der größte Teil unserer Kompagnie wurde als Minenlegertrupp eingeteilt, und wir begannen unsern vordersten Schützengraben mit Minen zu belegen. In den Boden des Grabens versenkten wir auf jeden laufenden Meter eine Dynamitkiste von 50 Pfund Gewicht, auf eine Länge von 500 Metern. Jede dieser Minen wurde mit Zündung versehen und alle miteinander verbunden, so daß bei einer Zündung alle 500 Meter mit einem Schlage in die Luft fliegen mußten. Alles wurde wieder mit Erde bedeckt und die Zündleitung einige hundert Meter nach rückwärts geleitet.

Die Franzosen machten in dieser Zeit alle paar Tage Angriffe. Es wurde uns bekanntgegeben, bei einem eventuellen Angriff den vordersten Graben zu räumen. Als die Ladung zwei Tage gelegen hatte, erfolgte auch schon der erwartete Angriff, und ohne großen Widerstand zu leisten, zogen wir uns in den zweiten Graben zurück. Die Franzosen besetzten den eingenommenen Graben, ohne zu wissen, daß sie unter sich mehrere tausend Pfund Sprengstoff hatten. Um den Gegner zu veranlassen, möglichst viel Truppen in den besetzten Graben zu bringen, machten wir Schein-Gegenangriffe. Tatsächlich stand auch bald Mann an Mann im französischen Graben, um denselben zu behaupten.

In demselben Augenblick aber wurden auch schon die Minen gezündet, ein gewaltiger Knall — und mehrere

hundert Franzosen wurden buchstäblich in Stücke gerissen und in die Luft geschleudert. In einem Augenblick war alles geschehen, nur die im weiten Umkreise zerstreut liegenden Körperteile und die in den Bäumen hängenden Arme und Beine und Uniformstücke zeugten noch von dem wohlüberlegten Massenmord. Angesichts dieser Katastrophe erschien uns das bis jetzt Erlebte als Kinderspiel. Mit einem jauchzenden Hurra wurde diese „Heldentat" gefeiert.

So hatte man für einige Tage einen kleinen Fortschritt gemacht, um ihn jedoch bald wieder zu verlieren. Um vorwärts zu kommen, benutzte man, wie ich schon sagte, die verschiedensten Methoden. Der Mineurtrupp treibt einen unterirdischen Gang bis vor die feindliche Stellung, hier zweigt der Gang nach rechts und links ab, einen Meter vor der feindlichen Stellung mit dieser parallel laufend. Allerdings nehmen diese Arbeiten Wochen in Anspruch, denn die ganze gelöste Erde muß auf kleinen Wagen (Minenhunde) nach rückwärts transportiert werden. Die herausgebrachte Erde darf natürlich nicht an einer Stelle aufgehäuft werden, weil dann der Gegner die Absicht merken und durch Gegenminen alles vereiteln würde. Ist die Arbeit so weit gediehen, dann wird der ganze, mit dem feindlichen Graben parallel laufende unterirdische Gang mit Sprengladungen versehen und abgedämmt. Wird die Ladung entzündet, dann wird der ganze feindliche Graben durch die auffliegende Erde zugedeckt, manchen Soldaten lebendig begrabend. Gewöhnlich folgt einer solchen Sprengung ein Sturmangriff. Die Sappeurtrupps wieder treiben offene Gräben auf die feindliche Stellung zu und diese wieder werden durch querlaufende Gräben miteinander verbunden, so daß man auf diese Art (Sappenangriff) die eigene Stellung immer mehr an die feindliche heranschiebt. Ist die eigene Stellung dann so nahe an der feindlichen, daß es möglich ist, eine Handgranate in dieselbe zu werfen, so werden Handgranatentrupps postiert, die dann den feindlichen Graben unaufhörlich Tag und Nacht mit Handgranaten bombardieren.

Einige hundert Meter zurück stehen die schweren modernen Minenwerfer in Stellung, deren Geschosse 140 Pfund wiegen, und schwerfällig sausen diese wie Zuckerhüte aussehenden Projektile nach dem feindlichen Graben, wo sie

große Verheerung anrichten. Weil auch bei Nacht das Kriegshandwerk nicht ruht, wird die Umgebung mit Leuchtraketen beleuchtet. Mittels einer Pistole wird die Leuchtpatrone abgeschossen, sekundenlang ist dann alles taghell erleuchtet. Weil alle diese Arbeiten von Pionieren hergestellt werden, hat man bei den Franzosen auf Pioniere einen besondern Haß, und gefangene Franzosen erklärten uns oft, daß man gefangene deutsche Soldaten mit weißen Knöpfen und schwarzem Mützenband (Pioniere) ganz schonungslos behandeln würde. Durch diese Gefangenenaussagen gewarnt, versahen wir Pioniere uns fast alle mit Infanterieausrüstungen, wußten wir ja auch selbst, daß wir nach und nach eine Spezialität im Schützengraben geworden waren.

War die Infanterie irgendwo durch feindliche Handgranaten belästigt, dann kamen sie angelaufen und baten uns, dem Handgranatenangriff entgegenzutreten. Jeder von uns bekam eine Zigarre, um die Handgranaten zu zünden; dann ging es los. Mit zehn bis zwanzig Mann überschütteten wir den gegnerischen Graben mit Handgranaten, stundenlang, bis einem von dem fortwährenden Werfen der Arm lahm wurde.

So ging das Morden immer fort, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Achtundvierzig Stunden im Schützengraben und zwölf Stunden Ruhe. Eine bessere Einteilung war nicht möglich, weil wir zu wenig Leute hatten. Der ganze Wald war zerschossen und zerfetzt, und überall stand Artillerie in Stellung, die die Dörfer hinter der feindlichen Stellung unter Feuer hielt. Eine der vielen Batterien, an denen wir stets auf dem Marsche vom Lager nach der Front vorbeikamen, war am Feuern, als wir sie erreichten. Ich fragte einen der Richtkanoniere, was sie eigentlich für ein Ziel hätten. „Irgend ein Dorf," sagte der Kanonier. Der stellvertretende Batterieführer, ein Oberleutnant, stand dabei. Einer meiner Kameraden meinte, ob denn in den Dörfern nicht auch Frauen und Kinder sein könnten. „Das ist doch ganz gleich," sagte der Oberleutnant, „auch Frauen und Kinder sind Franzosen, was schadet es? Selbst die Brut muß vernichtet werden, damit diese Nation in hundert Jahren an keinen Krieg mehr denken kann!"

Wenn der „Herr" Oberleutnant gedacht hat, Beifall zu

ernten, dann hatte er sich geirrt; wir gingen weiter und ließen dem Herrn sein „Vergnügen".

Für diesen Tag war ein Sturmangriff angesetzt, und wir mußten schon um 7 Uhr morgens in der Stellung sein. Punkt 8.30 Uhr sollte das Regiment No. 67 zum Angriff übergehen, mit Pionieren an der Spitze. Die Pioniere waren dazu mit Handgranaten versehen. Wir befanden uns nur 20 Meter vom feindlichen Graben entfernt. Diese, sich wöchentlich wiederholenden Angriffe wurden eine halbe Stunde vor dem Sturm durch Artilleriefeuer eingeleitet. Die Beschießung erforderte eine sorgfältige Berechnung seitens der Artillerie, weil der Abstand der feindlichen Stellung von der unseren nur ganz gering war. Die Entfernung schwankte stets zwischen 3 und 100 Metern, größer war der Abstand nie. Hier betrug er 20 Meter. Punkt 8 Uhr setzte die Artillerie ein; die ersten drei Granaten schlugen im eigenen Graben ein, die folgenden aber „saßen" gut, nämlich direkt im französischen Graben, die Artillerie hatte sich eingeschossen.. Und nun sausten die Salven ganzer Batterien über uns hinweg. Mit bewunderungswerter Genauigkeit wurde jedesmal der feindliche Graben oder dessen Zugangswege getroffen. Man hörte die Verwundeten schreien, ein Zeichen, daß mancher schon verstümmelt war. Ein Artillerieoffizier war als Beobachter im ersten Graben und lenkte durch das Telephon das Feuer.

Genau um 8.30 Uhr verstummte das Artilleriefeuer, und wir gingen zum Angriff über. Die 11. Kompagnie des Regiments No. 67, von der ich schon einmal sprach, kam aber dermaßen in das feindliche Maschinengewehrfeuer, daß sie schon nach einigen Schritten außerhalb des Grabens achtzehn Tote hatte. In dem wilden Durcheinander der am Boden liegenden Aeste und Bäume hatten sich die Toten und Verwundetn verfangen, was noch laufen konnte, versuchte so schnell als möglich den feindlichen Graben zu erreichen. Ein Teil der Feinde wehrte sich verzweifelt in dem mit Wasser und Moder angefüllten Schützengraben, wo es zu einem verzweifelten Handgemenge kam. Bis über die Knie standen wir im Wasser, den Rest der Feinde niedermachend. Schwerverwundete lagen der Länge nach im Schlamm, nur noch Mund und Nase über Wasser haltend, aber was gab man drum, mit den Füßen wurden sie noch mehr in den

Kot getreten; denn wir sahen nicht, wohin wir traten, und rollten den ganzen Graben auf. Dann wurde der eroberte Teil in aller Eile, so gut es ging, befestigt. Wieder hatten wir auf Kosten vieler Menschenleben ein paar Meter Argonnenwald gewonnen. Dieser Graben hatte, wie es im ganzen Argonnenwald ja auch nicht anders denkbar ist, schon unzählige Male seinen Besitzer gewechselt, und auch wir erwarteten den üblichen Gegenangriff.

Schon traten denn auch die „Maulesel" in Tätigkeit. Die „Maulesel" sind die Geschütze der französischen Gebirgsartillerie. Weil diese Geschütze von Mauleseln gezogen werden, nennt der Argonnensoldat diese Geschütze kurz „Maulesel". Es sind ganz leichte Flachbahngeschütze, die nur 50 bis 100 Meter hinter der feindlichen Linie stehen. Die Geschosse dieser Kanonen sausen direkt über unsere Köpfe; sich durch das Geäst einen Weg bahnend, fliegen sie blitzschnell, um in oder über irgend einem Graben zu explodieren. Durch die große Fluggeschwindigkeit und die kurze Entfernung vereinigt sich der Knall des Abschusses mit der Explosion fast zu einem Knall. Diese „Maulesel" sind bei den deutschen Soldaten sehr gefürchtet, weil sie stets in Tätigkeit sind, Tag und Nacht. So lebt man denn Tag für Tag immer in demselben Elend.

Es war schon Winter und eisig kalt. Die Gräben, die alle Grundwasser hatten, waren nur noch Schlammgruben. Dabei eiskalte Nächte und 48 Stunden Arbeit und 12 Stunden Ruhe! Jede Woche wurde ein Sturmangriff gemacht, deren Erfolge in gar keinem Verhältnis zu den ungeheuren Verlusten standen. In den ganzen vier Monaten, die ich im Argonnenwald stand, hatten wir einen Geländegewinn von 400 Meter Tiefe zu verzeichnen. Ein wie hoher Preis an Menschenleben für dieses Stückchen Frankreich bezahlt wurde, dafür folgende Tatsache: Jedes Regiment, von denen ich einzelne aufführe (Inf.-Regt. 145, Inf.-Regt. 67, Inf.-Regt. 173 und das Hirschberger Jägerbataillon No. 5) hatte einen eigenen Friedhof. Als wir im Argonnenwald abgelöst wurden, lagen auf diesen Kirchhöfen mehr Tote als das Regiment stark war. Regiment 67 hatte über 2000 Tote auf seinem Friedhof, die alle, bis auf einen kleinen Teil Pioniere, zu Regiment 67 gehörten. Einen Tag ohne Verluste an Menschenleben gab

es nicht, bei einem „Sturmtage“ aber machte der Tod außerordentlich reiche Beute. Jeder Tag erforderte Opfer, einmal mehr und einmal weniger. Daß unter diesen Umständen die Stimmung unter den Soldaten nicht die beste war, ist nur natürlich. Die Leute waren alle vollkommen abgestumpft, und wie sie früher regelmäßig zur Arbeit gingen, um Frau und Kind ernähren zu können, so gingen sie hier regelmäßig zur Stellung; es war zum Alltäglichen geworden, dieses Morden und Arbeiten. Wenn man sich unterhielt, dann waren es immer der Armeeführer, der Kronprinz, und der kommandierende General des 16. Armeekorps, Generalleutnant v. Mudra, die am schlechtesten dabei wegkamen.

Die Truppen im Argonnenwald gehörten zum 16. Armeekorps, zur 33. und 34. Infanterie-Division. Keinen von beiden, weder den Kronprinzen noch v. Mudra, habe ich je im Schützengraben gesehen. Zum Stabe des Kronprinzen gehörte auch der alte Generalfeldmarschall Graf v. Häseler, der ehemalige Kommandeur des 16. Armeekorps, der schon in Friedenszeiten als rücksichtsloser Menschenschinder bekannt war. Dieses „Kleeblatt“, wie wir diese drei: den Kronprinz, v. Mudra und Graf v. Häseler, nannten, wurde von den meisten Soldaten mehr verachtet als der Franzose, dessen Flintenlauf nach unserem erbärmlichen Leben trachtete!

Viele Kilometer hinter der Front fiel es dem Hohenzollernsproß nicht schwer, sich durch sein „Immer feste druff!“ auf Kosten tausender von Menschenleben bei den Patrioten zuhause, die dort hinter dem warmem Ofen oder hinter dem Biertisch saßen, und denen es nicht schnell genug „vorwärts“ ging, „populär“ zu machen! v. Mudra erhielt den Orden „Pour le Merite“, seiner Soldaten gedachte man nicht, die hatten monatelang kein Bett gesehen, keine Hose und keine Schuhe abgelegt, sie bekamen Granaten und Eisen und wurden vom Ungeziefer fast zerfressen.

Mit Kleiderläusen war man gesegnet, kein Wunder auch, wir hatten kaum Wasser zum Trinken, an Waschen war gar nicht zu denken; die Wäsche hatten wir schon monatelang auf dem Leibe, Bart- und Kopfhaare waren fingerlang, und wenn wir einige Stunden Ruhe hatten, konnten wir vor lauter Läusen nicht schlafen.

In den Unterständen herrschte eine wahre Pestluft, und zu dem Modergeruch von Schweiß und Fäulnis gesellten sich noch die Läuse. Müde zum Umfallen, saß man oft stundenlang und konnte nicht schlafen; man fing Läuse, und je mehr man fing, desto schlimmer wurde es. Wir bedurften dringend der Ruhe, aber es war bei dem Ungeziefer unmöglich, auch nur ein Auge zuzumachen. Ein ekelhaftes, bedauernswertes Dasein führten wir; und oft sagten wir uns selbst, daß niemand zuhause auch nur ahnte, in welchem Zustande wir uns befanden. Oft sagten wir uns, daß, wenn wir später zuhause unseren Angehörigen erzählen würden, wie es wirklich war, man das für unglaublich halten würde. Viele Soldaten suchten das Alltägliche in Versen zusammenzubringen, und so war einer dieser Verse: „Das ist ein Gepolter bei Tag und Nacht, als wär' der Teufel mit der Hölle verkracht; das Pfeifen der Granaten, der Kugeln Gezisch, das Krachen der Minen — ein grausig' Gemisch!" — Solcher Verse, die das barbarische Handwerk illustrierten, gab es noch mehrere.

Weihnachten im Schützengraben

Es war Monat Dezember und eisig kalt; in dieser Jahreszeit standen wir oft im Schützengraben dermaßen im Schlamm, daß uns das Wasser in die Hosentaschen lief. In den eisigkalten Nächten saßen wir in den Gräben, fast zum Eisklumpen erstarrt, und wenn man vor Uebermüdung wirklich mal eingeschlafen war, dann waren die Stiefel nachher an der Erde festgefroren. Eine ganze Anzahl Soldaten hatte erfrorene Gliedmaßen, zumeist die Zehen, und mußten nach dem Lazaret gebracht werden. Die Soldaten an den Posten feuerten andauernd, um warme Finger zu bekommen.

Nicht alle Soldaten stehen im allgemeinen bereit. Wenn kein Angriff erwartet wird oder beabsichtigt ist, dann ist der Graben nur von Posten besetzt. Auf je drei Meter steht ein Mann hinter seiner dicken Stahlblende (Schutzschild). Trotzdem ist aber die ganze Mannschaft im Graben. Die Posten halten, besonders bei Kälte und Dunkelheit, ihren Abschnitt unter fortwährendem Feuer. Die Finger erwärmen sich, wenn man schießt, dann hat er natürlich in der Dunkelheit kein Ziel und schießt auch nur aufs Geradewohl; er bestreicht seinen Abschnitt, damit keine feindliche Patrouille heran kann, denn in dem Gestrüpp ist er niemals sicher. So kommt es, daß das Feuer im allgemeinen nachts stärker ist als bei Tage, aber eine Feuerpause tritt niemals ein. Immer Gewehrfeuer, andauernd pfeifen die Kugeln über unsern Graben und schlagen klatschend in das Geäst. Auch die Minen kommen nachts in hohem Bogen herüber. Man kennt den dumpfen, kaum hörbaren Knall des Abschusses, der Soldat hört nur den Knall, und er weiß, ohne etwas zu sehen: das ist eine Mine. Er warnt die andern durch den Ruf: „Mine kommt!", und jeder sucht in der Dunkelheit das „Glühwürmchen", nämlich die brennende Zündschnur der Mine. Die glühende Zündschnur verrät uns den Weg, den die Mine nimmt, und man hat immer

noch einige kurze Sekunden Zeit, um um irgend eine Ecke herumzukommen. Dasselbe ist der Fall mit den Handgranaten. Auch sie verraten ihre Flugbahn des Nachts durch die brennende Zündschnur. Wenn sie in nicht allzu großen Massen ankommen, gelingt es meistens, auszuweichen. Das ist bei hellem Tage nicht so schwierig, weil man alles übersehen kann. Oft kommt es vor, daß man sich vor der ankommenden Handgranate nicht mehr retten kann. Dann gibt es nur eines: geistesgegenwärtig zu bleiben oder in Atome zerrissen zu werden. Fällt eine Handgranate plötzlich vor die Füße, dann nimmt man sie, ohne sich zu besinnen, blitzschnell und schleudert sie fort, wenn möglich, in den feindlichen Graben zurück. Oft aber ist die Zündschnur so lang, daß sie auch dort noch nicht krepiert und sie der Franzose wieder mit fabelhafter Schnelligkeit zurückwirft. Um aber eine solche Gefahr, nämlich die Handgranate zurückzubekommen, zu vermeiden, macht man die Zündschnur so kurz wie möglich, und doch kommt immer noch ab und zu eine zurück. Es ist allerdings ein gefährliches Beginnen, aber die Wahl ist nicht groß, läßt man die Granate liegen, so ist man verloren, da man nicht flüchten kann; man wird zu Brei zermalmt, das weiß man; so bleibt nur noch eins: die Bombe, selbst auf die Gefahr hin, daß sie in der Hand krepiert, zu nehmen und fortzuschleudern. Ich weiß, daß Handgranaten, die die Franzosen warfen, mehrmals hin und herflogen. Eine wurde von den Franzosen geworfen und kam sofort wieder zurück; wieder kam sie im selben Augenblick zurück, und wieder wurde sie von uns zurückgeworfen; sie erreichte aber den feindlichen Graben nicht mehr und explodierte in der Luft.

Obwohl im allgemeinen, d. h. so lange man sich im Graben befindet, die Infanteriekugeln nicht viel Schaden anrichten können, kommt es doch täglich vor, daß Leute durch sog. „Querschläger“ getötet werden. Die Tausende von Geschossen, die jede Minute die Luft durchschneiden, fliegen alle über uns hinweg. Manche aber streifen einen Baum oder Ast und prallen seitwärts ab; treffen sie einen Menschen im Graben, so reißen sie furchtbare Wunden, weil sie das Ziel nicht ihrer Länge nach durchbohren, sondern von seitwärts den Körper treffen. Wenn wir von Dum-Dumgeschossen hörten, dachten wir immer an diese Querschläger,

trotzdem wir die Existenz der Dum-Dumgeschosse nicht bezweifelten. Daß Dum-Dumgeschosse fabrikmäßig hergestellt werden, bezweifle ich jedoch, und zwar aus verschiedenen Gründen: 1. weil das sog. Dum-Dumgeschoß den Lauf des Gewehres leicht beschädigen und unbrauchbar machen kann; 2. weil der Durchschnittssoldat sich weigern würde, diese Munition mitzuführen, denn gerät ein Soldat in Gefangenschaft und man findet solche Geschosse bei ihm, dann würde der Gegner, in dessen Gewalt er sich befindet, ihn ebenso rücksichtslos kriegsrechtlich verurteilen, wie es eine solche unmenschliche Handlungsweise eben verdient. Obschon ja der Soldat im allgemeinen nur den Befehl ausführt.

Trotzdem aber gibt es, wie ich schon sagte, auch Dum-Dumgeschosse, und zwar werden sie von den Soldaten selbst gemacht. Wenn man von einem deutschen Infanteriegeschoß die Spitze abfeilt oder abschneidet, und zwar so, daß der Nickelmantel durchbrochen ist und die Bleifüllung bloßliegt, dann zerspringt das Geschoß beim Aufschlagen oder beim Eindringen in das Ziel. Wird z. B. ein Mann von diesem Geschoß in den Oberarm getroffen, dann kann das Geschoß durch seine Explosivkraft den Arm so zerfetzen, daß er nur noch an der Haut hängt.

So sieht man denn oft die Soldaten, wie sie sich auf diese Weise mit Dum-Dumgeschossen versehen, sie sitzen in den Gräben und feilen die Geschosse an. Diese Geschosse aber verursachen gräßliche Wunden.

Es wurde Weihnachten und wir waren immer noch auf derselben Stelle, ohne Aussicht auf eine Wendung. Wir erhielten allerlei Liebesgaben von zuhause und von anderer Seite. Auch die Wäsche konnten wir endlich wieder ersetzen, nachdem wir sie monatelang auf dem Leibe gehabt.

Weihnachten im Schützengraben! Es war eisig kalt, und wir hatten uns einen Kiefernbaum herangeschafft, denn Tannen waren nicht zu finden. Mit Kerzen und Gebäck hatten wir den Baum geziert und mit Watte den Schnee nachgeahmt.

Ueberall im Schützengraben brannten Weihnachtsbäume, und um 12 Uhr nachts hoben sich alle Bäume hoch und wurden mit brennenden Kerzen auf die Deckung gestellt, und der ganze Chor der deutschen Soldaten auf der ganzen

Linie sang Weihnachtslieder. „O, du fröhliche, o, du selige . . .“ erscholl es aus hunderten Männerkehlen in dem grausigen Wald. Kein Schuß fiel mehr, die Franzosen hatten auf der ganzen Linie das Feuer eingestellt. Ich befand mich an diesem Abend bei einer Kompagnie, die nur fünf Schritt vom Feinde entfernt war. Hell flackerten die Weihnachtskerzen und wurden immer wieder durch neue ersetzt. Zum ersten Male hörte man nichts von Schüssen. Von überall durch den ganzen Wald hörte man starke Chöre singen: „Friede auf Erden . . .“

Die Franzosen verließen ihre Gräben und standen auf der Brüstung ohne Scheu, ganz hingerissen standen sie da, alle hatten ihre Käppi in der Hand. Auch wir waren aus dem Graben herausgetreten. Wir tauschten Geschenke mit den Franzosen aus: Schokolade, Zigaretten usw. Sie lachten alle, wir auch; warum, weiß ich nicht. Dann ging jeder wieder nach seinem Graben, und unaufhörlich scholl es immer feierlicher, immer sehnsüchtiger: „O, du selige . . .“

Alles still ringsum, selbst die zu Tode getroffenen Bäume schienen zu lauschen, immer länger, man wagte kaum etwas zu sprechen. Warum kann es nicht immer so friedlich sein? Wir denken und denken, als ob man träumt, man hat alles um sich herum vergessen. Da! ein Schuß, noch einer, irgendwo. Der Bann ist gebrochen; alles eilt an die Gewehre. Ein rollendes Feuer — unser Weihnachten ist vorbei . . .

Das alte Leben geht wieder weiter. Ein junger Infanterist steht neben mir, er will aus dem Graben. Ich sage ihm: „Bleib hier, die Franzmänner schießen dich in Fetzen.“ Ich habe eine Kiste Zigarren oben stehen lassen, die muß ich wieder haben.“ Ein anderer sagt ihm, er soll warten, bis es etwas ruhiger wird. „Die treffen mich nicht. Ich bin schon drei Monate hier, immer noch nicht getroffen.“ — „Wie du willst, geh!“

Er ist kaum mit dem Kopf aus dem Graben, da fällt er zurück; ich habe einen Teil seines Gehirns am Koppel (Leibriemen) hängen. Seine Mütze flog hoch in die Luft und die Schädeldecke war ganz auseinander gerissen, er war gleich tot, er hatte es überstanden. Die Zigarren hat sich ein anderer geholt.

Am andern Tag, am zweiten Weihnachtstag, wird eine

Armeeorder bekanntgegeben. Es wird uns verboten, Sachen französischer Herkunft zu tragen oder zu besitzen, denn jeder deutsche Soldat, der im Besitz französischer Gegenstände gefunden würde, würde, wenn er in Gefangenschaft geriete, von den Franzosen als Plünderer vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Auch wurde uns verboten, Beutestücke in Gebrauch zu nehmen, besonders aber wollene Decken dürften wir nicht benutzen, weil die Franzosen mit Krätze behaftet wären. Krätze ist eine juckende Hautkrankheit, und es nimmt immerhin acht Tage, bis sie geheilt werden kann. Der Befehl hatte aber eine entgegengesetzte Wirkung. War man im Besitz einer solchen „Krätzdecke", dann hatte man Aussicht, auf einige Tage in ein Lazarett zu kommen, die Krankheit war ja nicht ernster Natur, und man war immerhin für einige Tage kugelsicher. Jeden Tag kamen Soldaten in das Lazarett, und auch wir warteten auf die Gelegenheit, eine französische Decke zu erhaschen. Was gab man drum, wenn man nur aus dieser Hölle herauskam.

Im blutigen Handgemenge

Am 5. Januar griffen die Deutschen auf der ganzen Waldfront an und es wurden über 1800 Gefangene gemacht. Wir hatten allein 700 Mann von dem französischen Infanterie-Regiment No. 120 gefangen genommen. Das Handgemenge währte bis abends 6 Uhr. Ich geriet an demselben Tage mit noch einem Pionier in ein Grabenstück, das noch von acht Franzosen gehalten wurde. Zurück konnten wir nicht mehr, so mußten wir den ungleichen Kampf aufnehmen. Zum Glück waren wir gut mit Handgranaten versehen. Wir schnitten die Zündschnur so kurz, daß die Granaten so früh wie möglich explodierten. Ich warf eine mitten unter die acht, kaum daß sie der ersten ausweichen konnten, kam auch schon die zweite, in die sie direkt hineinliefen. Diesen Moment der augenblicklichen Verwirrung benutzten wir, um rasch nach einander noch fünf Stück zu werfen; wir hatten unsere Gegner auf vier reduziert. Nun eröffneten wir ein Gewehrfeuer, uns immer mehr an die vier heranschleichend; ihre Kugeln pfiffen uns um die Köpfe. Einer bekam einen Schuß in den Mund; noch drei. Sie machten Kehrt und wollten fliehen. Man ist in solchen Momenten in einer unbeschreiblichen Wut und vergißt die Gefahr ganz und gar. Wir sind ganz nahe an sie herangekommen, als der letzte stolpert und vornüber fällt. Schon bin ich bei ihm, er wehrt sich verzweifelt mit den Fäusten; mein Kamerad ist hinter den beiden andern her. Ich ringe noch immer mit dem einen, er blutet aus dem Munde, ich hatte ihm einige Zähne ausgeschlagen; dann gibt er nach und hält die Hände hoch. Ich lasse ihn los und betrachte ihn mir erst richtig, er ist so ungefähr 35 Jahre alt, immerhin zehn Jahre älter als ich. Nun tut er mir leid, er zeigt mir den Ehering an seiner Hand und redet auf mich ein; ich verstand, was er wollte: er wollte leben bleiben. Er gibt mir seine Feldflasche, ich soll Wein trinken, und er weint, er dachte vielleicht an seine Frau und Kinder. Ich drücke ihm die Hand; er zeigt mir die blutenden Zähne. „Dummer Mann," sage ich ihm, „du hast Glück gehabt, die

paar Zähne, die dir fehlen, machen nichts, für dich hat das Morden ein Ende, komm." Ich freute mich, daß ich ihn nicht getötet hatte, und brachte ihn selbst zurück, um ihn vor Mißhandlungen zu schützen. Als ich ihn ablieferte, drückte er mir dankbar die Hand und lachte; er freute sich, daß er nun in Sicherheit war. Mochte es ihnen in der Gefangenschaft auch noch so schlecht gehen, es ging ihm immer noch besser, als im Schützengraben; er hatte wenigstens Aussicht, wieder nach Hause zu kommen.

Am Abend nahmen wir uns einige der verbotenen Decken mit, die wir an diesem Tage zu hunderten erbeutet hatten. Wir lagen mit zehn Mann in einem Unterstand, und alle hatten sich mit Decken versehen. Jeder wollte, so eigentümlich das auch klingen mag, die Krätze haben; so zogen wir uns aus und rollten uns in diese Decken ein. Vierundzwanzig Stunden später hatten wir überall schon kleine rote Pickel, und wir meldeten uns mit zwölf Mann krank. In der ganzen Kompagnie wurden die Decken benutzt, aber nicht alle hatten den gewünschten Erfolg. Der Arzt überwies uns mit neun Mann an das Etappenlazarett Montmedy, und noch abends verließen wir froh gelaunt das Lager.

Der Bahnhof von Apremont war zerschossen, die nächste Station hieß Chatel. Beide Orte liegen etwa fünf Kilometer hinter der Front. In Apremont wurden die Gefangenen eingeteilt, und es waren einige Gefangene dabei, die in Apremont zuhause waren. Ihre Familien waren noch in ihrem Wohnhaus, und die Gefangenen baten um Erlaubnis, ihre Angehörigen zu besuchen. Ich hatte Gelegenheit, ein solches Wiedersehen in Apremont zu beobachten. Zwei Landstumrleute führten einen der Gefangenen nach dem Haus, das er ihnen als das seinige bezeichnete. Die junge Frau des Gefangenen saß mit drei Kindern in der Küche. Wir folgten dem Trupp in das Haus. Die Frau wurde leichenblaß, als sie plötzlich ihren Mann vor sich sah, sie stürzten sich entgegen und fielen sich in die Arme. Wir gingen nach draußen, denn wir fühlten, daß wir überflüssig waren. Die Frau hatte schon über fünf Monate kein Lebenszeichen von ihm erhalten können, standen doch die Deutschen zwischen ihr und ihm. Er dagegen steht monatelang im Schützengraben und weiß, dort wohnt mein Weib und meine Kinder, so nahe und doch unerreichbar; ob sie

leben oder tot sind, weiß er nicht. Er hört, wie die französischen Artilleriegeschosse über seinen Kopf sausen; ob sie in Apremont niederfallen? Ob es sein Haus sein wird, das dort in Brand geschossen ist und nachts den Himmel rot färbt? Das alles weiß er nicht. Er lebt in einer quälenden Ungewißheit, und das Leben wird ihm zur Hölle. Nun ist er daheim, wenn auch nur für wenige Stunden, dann muß er fort, als Gefangener; doch nun kann er an sein Weib schreiben, durch die Feldpost. Nun nimmt er wieder Abschied. Sie hat nichts, um ihm etwas zu geben, keine Wäsche, kein Essen, nichts; sie hat alles verloren und ist auf die Barmherzigkeit der Soldaten angewiesen. Sie gibt ihm ihr letztes Geld, er aber gibt es ihr wieder; was sie sagen, können wir nicht verstehen. Sie nimmt das Geld wieder, es ist deutsches Geld, Fünf- und Zehnpfennigstücke und Kupfer, ihr ganzes Hab und Gut. Wir können uns nicht mehr halten und sammeln Geld unter uns. Ueber zehn Mark sind es, wir geben es der jungen Frau; erst sträubt sie sich und sieht ihren Mann an, dann nimmt sie es und will uns die Hände küssen; wir wehren ab, und sie läuft an die nächste Kantine und kauft. Mit Zigarren, Tabak, Streichholz und Wurst kommt sie zurück und gibt alles strahlend ihrem Manne. Sie lacht, wieder einmal seit langer Zeit vielleicht, und sieht uns dankbar an. Die Kinder sind beim Vater und küssen ihn immer wieder. Sie begleitet ihren Mann, er hat zwei Kinder, auf jedem Arme eins, sie trägt das dritte, und glücklich geht die Familie zwischen den beiden Landsturmleuten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Als sie ihn verlassen muß, beginnen sie alle, die Eltern und die Kinder, zu weinen. Sie wußte nun, daß er nicht mehr in steter Lebensgefahr ist und war glücklich; sie hatte viel verloren, aber das Kostbarste war ihr geblieben.

So geht es tausenden armen Frauen und Männern; in der Nähe ihrer Heimat wissen sie nicht, was lebt und was tot ist.

Von Chatel aus fuhren fahrplanmäßige Personenzüge, und um 11 Uhr abends fuhren wir ab, herzlich froh, den Argonnenwald hinter uns zu haben. In Vouzieres mußten wir umsteigen und bestiegen den Zug nach Diedenhofen. Hier brachten zwölf Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr drei Franzosen an. Es waren ältere Leute in Zivil.

Wir wußten nicht, was das zu bedeuten hatte; wir knüpften ein Gespräch mit einem unserer Reisegefährten an. Er war Kaufmann, ein in Vouzieres ansässiger Franzose, und sprach ein geläufiges Deutsch. In Geschäften wollte er nach Sedan, und er sagte uns, daß die drei Zivilgefangenen Bürger seiner Stadt seien. „Wir bekommen", sagte er, „unsere Wohnungsmittel von den deutschen Militärbehörden, aber meistens nicht genug, um leben zu können, und selbst haben die Leute nichts mehr; all das Vieh und die Nahrungsmittel sind beschlagnahmt worden. Diese drei Mann haben sich geweigert, weiter für die Militärbehörden zu arbeiten, weil sie von dem, was man ihnen gab, nicht leben konnten. Sie wurden verhaftet und werden nun nach Deutschland transportiert. Was man dort mit ihnen tun wird, weiß man natürlich nicht."

Auch sagte uns der Mann, daß alle jungen Leute von den Deutschen fortgenommen seien, sie wären allesamt in Deutschland interniert.

In Sedan mußten wir fünf Stunden warten, denn es kamen andauernd Verwundetenzüge an. Am andern Tage um 2 Uhr mittags kamen wir erst nach Montmedy und begaben uns zum Etappenlazarett. Hier wurden unsere ganzen Kleidungsstücke in der „Entlausungsanstalt" desinfiziert, und wir konnten ordentlich baden. In einer großen Baracke wurden wir untergebracht. Auf Strohsäcken, die an der Erde lagen, erhielten wir eine Schlafstelle. Es lagen 40 bis 50 Mann in einer Baracke. Von allen Teilen der Front traf man hier Leute, und alle kannten nur das eine Elend, keiner war dabei, der diesen Krieg nicht verflucht hätte. Alle waren sie froh, in Sicherheit zu sein, und taten ihr Bestes, um möglichst lange „krank" zu sein. Wir wurden jeden Tag zweimal mit Salbe behandelt und konnten im übrigen frei ausgehen. So besuchten wir eines Tages auch die Festung Montmedy, hoch oben auf dem Berge. Mehrere hundert Gefangene wurden hier oben gerade beköstigt. Sie standen im Festungshof überall umher und aßen ihre Suppe. Einer der Gefangenen kam direkt auf uns zu, ich hatte ihn nicht weiter beachtet und erkannte ihn erst, als er vor mir stand. Es war derselbe, mit dem ich am 5. Januar im Handgemenge war, und freudig begrüßten wir uns. Er hatte einen Gefangenen mitgebracht, der gut

deutsch sprach, und der verdolmetschte alles. Er hatte mich dastehen sehen und mich sofort erkannt. Immer wieder sagte er, wie er sich freue, Gefangener zu sein; er war ebenso wie wir nur Soldat, weil er mußte, nicht aus Interesse. Damals kämpften wir in blinder Wut, für Augenblicke waren wir Todfeinde. Ich war glücklich, daß ich damals nicht weitergegangen war, und wieder sah ich den vollen Unsinn dieses barbarischen Mordens ein. Wir trennten uns mit einem festen Händedruck.

Ich blieb vierzehn Tage im Lazarett, dann ging es wieder zur Front. Man hatte uns im Lazarett gut verpflegt, und mit gemischten Gefühlen traten wir wieder die Reise zur Front an. Als wir wieder in Chatal, der Endstation, ankamen, hörten wir auch schon das nie aufhörende Artilleriefeuer. Es konnte doch nichts helfen, wir mußten wieder in den Wald. Als wir unser altes Lager erreichten, hausten dort ganz andere Truppen. Unsere Kompagnie war fort, aber niemand wußte, wohin. Wo wir auch fragten, konnte uns niemand Auskunft geben. So mußten wir denn zurück nach dem Korps-Kommando, das zu der Zeit sein Hauptquartier in Corney hatte. Mit einem Verwundeten-zuge fuhren wir wieder von Chatal ab, und nach einer hal-ben Stunde Bahnfahrt waren wir in Corney. Hier war der Generalstab des 16. Armeekorps einquartiert, und die mußten doch wissen, wo unsere Kompagnie war. In einer großen Villa hatten General v. Mudra und seine Offiziere ihr Quartier aufgeschlagen. Von drei Doppelposten wurde das Haus bewacht. Wir zeigten unser Soldbuch vor und den Lazarettschein, und eine Ordonnanz führte uns in ein großes Zimmer; es war das Telephonzimmer. Von allen Teilen der Divisionsfronten liefen hier die Drähte zusam-men, und die Apparate waren in ständiger Bewegung. Ein Feldwebel sah die Listen nach und die Karten. In zwei Minuten hatte er unsere Kompagnie bereits gefunden; er zeigte uns auf der Karte, wo sie kämpfte und wo sie das Lager hatte. „Am Nordausgange von Varennes ist das Lager,“ sagte er, „und die Kompagnie gehört zur 34. Divi-sion, früher war sie bei der 33. Division. Die Stellung, in der sie steht, liegt in den Ortschaften Vanquois und Bou-reuilles.“ Dann erklärte er uns an der Hand der Karte noch die Marschrichtung, und wir konnten abtraben. Mit

der Bahn fuhren wir wieder nach Chatal zurück und gingen zu Fuß von dort nach Apremont. Um nach Varennes zu kommen, mußten wir südlich marschieren. Hier waren gefangene Franzosen mit dem Ausbessern der Straße beschäftigt. Es waren meistens schwarze Kolonialtruppen in ihren malerischen Uniformen. An dieser Straße standen auch österreichische Motor-Batterien in Stellung. Hinter einem felsigen Abhange standen drei dieser 30,5-Zentimeter-Haubitzen, aber ohne zu feuern. Als wir gegen Mittag auf der Höhe von Varennes anlangten, sahen wir das ganze weite Gelände vor uns liegen, Varennes direkt vor uns im Tal. Etwas weiter hoch oben auf den Höhen Vauquois. Von Häusern war nichts mehr zu sehen, und durch das Fernglas sah man nur einen einzigen Schutthaufen. Andauernd schlugen unzählige Granaten in diese Trümmer ein, und es überlief uns kalt, wenn wir daran dachten, daß wir dort oben hin mußten. Wir hatten aber kaum den Höhenkamm überschritten, als hinter uns auch schon einige Granaten krepierten. Die Franzosen beschossen hier einzelne Personen mit Artillerie, und so lange Vauquois in ihrem Besitz war, konnten sie die ganze Gegend übersehen, und wir begriffen, warum man um diesen Schutthaufen so erbittert kämpfte. Wir liefen den Abhang hinunter und waren in Varennes. Der südliche Teil des Ortes war ganz zusammengeschossen und verbrannt. Nur die von Grund auf apart gebauten Schornsteine waren zum größten Teil noch stehen geblieben, während die ganzen Häuser bis auf den Grund abgebrannt waren, und gähnend reckten sich die dunklen Kamine aus den Trümmern heraus in die Höhe. Ueberall suchten Trupps von Soldaten die übriggebliebenen besseren Metalle zusammen, die dann nach Deutschland transportiert wurden. Die zu Klumpen zerschmolzenen Kirchenglocken wurden ebenso auf Wagen verladen und abtransportiert. All das Kupfer, Zinn, Messing und Nickel, dessen man habhaft werden konnte, wurde zusammengetragen.

Wir fanden bald unsere Kompagnie, und unsere Kameraden erzählten uns, in welche Hölle sie hineingeraten waren. Am andern Morgen ging es auch für uns los, und wir mußten vor Tagesanbruch die Stellung erreicht haben; denn sobald es hell wurde, hielten die Franzosen die ganzen

Zugänge unter Feuer. Von einem Schützengraben konnte aber hier in Vauquois keine Rede sein. Alles, was man sah, war ein einziger Steinhaufen. Hier in Vauquois war also in des Wortes wahrster Bedeutung kein Stein mehr auf dem andern geblieben. Schon mehr als fünfzehnmal hatte der Trümmerhaufen des Dorfes den Besitzer gewechselt. Als wir eintrafen, befand sich der Ort zur Hälfte im Besitze der Deutschen. Die Franzosen aber beherrschten den höchsten Punkt, von dem aus sie die ganze Gegend auf viele Meilen im Umkreise übersehen konnten. In Ermangelung eines Schützengrabens suchten wir Deckung hinter Steinen, denn es war rein unmöglich, hier Gräben zu bauen, die Artillerie schoß alles kurz und klein.

So kauerten die Soldaten hinter Steinhaufen und feuerten, was die Gewehre halten konnten. Artillerie aller Kaliber beschoß andauernd die Trümmerhaufen. Ein Heer von Leichen, Deutsche und Franzosen, lag wild durcheinander. Wir waren erst der Ansicht, daß es nur zeitweilig so entsetzlich hier zuging, aber nach einigen Tagen schon sahen wir ein, daß hier ein den Wahnsinn übersteigendes Morden immer und immer wieder fortgesetzt wurde. Tag und Nacht immer das Gleiche. Mit Verdun als Basis führten die Franzosen immer neue Massen heran, die schweren Geschütze der nahen Verdun-Forts hatten sie auf Feldbahnen herangeschafft, als auf beiden Seiten zugleich im Frühjahr 1915 eine Offensive lokaler, aber mörderischer Natur eingeleitet wurde. Die Artillerie beider Parteien bombardierte den Ort dermaßen, daß auch kein Fuß breit Erde zu finden war, die nicht von Granaten zerfetzt gewesen wäre. Tausende und tausende Granaten, große und kleine. Drei Tage und drei Nächte ging das von beiden Seiten so fort, bis zuletzt kein Soldat mehr im Orte war, weder französische noch deutsche, beide Parteien hatten dem gegenseitigen Höllenfeuer weichen müssen, denn es wäre niemand lebend aus dieser Hölle herausgekommen. Der ganze Abhang und die Höhe war in undurchsichtigen Rauch gehüllt. Am dritten Tage, abends, ließ das feindliche Bombardement etwas nach, und wir wurden wieder vorgeschickt in den von hunderttausenden von Granaten zerfetzten Trümmerhaufen. Es war noch nicht ganz dunkel, als auch die Franzosen in geschlossenen Formationen vorgingen.

Wir hatten fast den ganzen Ort im Besitz und Maschinengewehr an Maschinengewehr in Stellung gebracht. Wir konnten sehen, wie die Geschosse unserer Artillerie massenhaft in den Reserven der Angreifer krepierten. Die Maschinengewehre mähten die ersten Reihen buchstäblich nieder, und fünfmal erneuerten die Franzosen in der einen Nacht die Angriffe, während ihre Artillerie große Lücken in unsere Reihen riß. Wir Soldaten haben die Verluste an Toten allein in dieser Nacht für beide Teile auf drei- bis viertausend geschätzt! Am andern Morgen stellten die Franzosen ihre Angriffe ein und ihre Artillerie nahm uns wieder unter das übliche Trommelfeuer. Bis 10 Uhr morgens hielten wir aus, und ohne Befehl abzuwarten, gingen wir dann unter Hinterlassung unzähliger Toten wieder zurück; wieder rückten die Franzosen trotz des schweren deutschen Artilleriefeuers vor und setzten sich am nördlichen Rande des ehemaligen Vauquois fest. Nur einige Trümmerhaufen sind noch in unserem Besitz. So gut es geht, legen wir ein paar Steine zum Schutz vor uns hin. Die Artillerie beider Seiten kann uns und ihnen nichts anhaben, denn wir liegen kaum zehn Schritt beim Feinde; aber das Gelände hinter uns wird buchstäblich aufgewühlt von den Projektilen. Es ist bei dem Maschinengewehrfeuer unmöglich, Munition heranzubekommen.

Wir Pioniere lösen die rundlaufenden Leinen, die wir um den Leib gebunden haben, und drei oder mehr Mann kriechen damit zurück, einer davon wird getötet, die andern kommen gut an und befestigen die Pakete mit Patronen an der Leine. So ziehen wir an dem rundlaufenden Tau die Munition heran und lassen das Tau dann wieder weiter rund gehen, bis wir genug haben, oder bis das Seil zerschossen ist. Um 3 Uhr nachmittags greifen wir wieder an, aber es ist in dem Kugelregen unmöglich, sich vom Erdboden zu erheben. Alles schrie: „Pioniere vor mit Handgranaten!" Kein Pionier rührt sich; wir sind auch nur Menschen.

Ein Feldwebel der Infanterie kommt herangekrochen, er sieht wie wild aus und das Weiße im Auge ist blutunterlaufen. „Du bist Pionier?" — „Ja." — „Geh vor!" — „Allein?" — „Wir kommen mit!" — Er muß ebenso wie ich förmlich brüllen, um sich mir in dem ohrenbetäubenden Höllenfeuer verständlich zu machen. Neben mir liegt noch

ein Pionier. Als er sieht, daß er mit mir nichts anfangen kann, geht er zu diesem. Der wehrt ihm mit der Hand ab, aber der andere wird immer zudringlicher, bis ihm der Pionier den Dolch zeigt — dann verduftet er. Vor mir habe ich über zwanzig Handgranaten liegen. Zehn davon habe ich mir für alle Fälle am Leibriemen befestigt. „Wenn die alle hier explodieren," sagte ich zu mir selbst, „dann ist nichts mehr von dir übrig." Eine Zigarre habe ich brennend im Munde. Eine Bombe nach der andern zünde ich an der Zigarre an und werfe alle nach einigen Franzosen, die vor mir hinter einem Steinhaufen ein Maschinengewehr bedienen. Die Geschosse des Maschinengewehrs zersplittern um mich herum die Steine. Schon habe ich vier Granaten geworfen, aber alle zu weit. Ich nehme Steine und werfe, um auszufinden, wie ich werfen müsse, um den Feuerschlund vor mir zu treffen. Ich werde immer sicherer und treffe den Lauf des Maschinengewehrs. „Wäre es eine Handgranate gewesen," dachte ich. Ein Infanterist, dicht neben mir, bekommt einen Schuß durch die Ohrmuschel, das halbe Ohr ist zerfetzt und das Blut läuft am Halse herunter. Verbandszeug habe ich nicht mehr, nur noch etwas Watte, die klebe ich ihm auf die Wunde. In der Tasche habe ich eine Rolle Isolierband, Gummiband zum Isolieren von Zündleitungen, damit verbinde ich ihn. Er zeigt auf das Maschinengewehr, dann gebe ich ihm die Zigarre, er soll sie gut in Brand halten, damit die Zündschnur, die ich daran entzünden will, schnell brennt. Dann werfe ich rasch nacheinander sechs Handgranaten. Wie viele davon gewirkt haben, weiß ich nicht, aber die herumfliegenden Uniformstücke und das demolierte Maschinengewehr sagten genug. Später beim Vorgehen sah ich, daß drei Mann bei dem Maschinengewehr lagen, alle tot.

Das ist nur ein Beispiel des Gewohnten, des Alltäglichen, wie es sich Tag und Nacht, immer und überall wiederholt, und die ungeheure Masse dieser Handlungen jedes einzelnen machen eben die ungeheuren Verluste an Menschenleben begreiflich.

Noch immer liegen wir da, ohne einzugreifen. Wieder wird von rückwärts Munition mittels Seilen herangeschafft. Es kommt zu einem Handgranatenduell; hunderte Handgranaten fliegen hinüber und herüber. Es kann nicht mehr

lange so fortgehen, man fühlt, etwas muß sich ereignen. Ohne Befehl und doch wie auf Kommando springen wir auf, alle vor, mit dem Dolch in der Hand, durch das rasende Feuer, und schon liegen wir im wildesten Handgemenge. Der haarscharfe Dolch saust von Kopf zu Kopf, von Brust zu Brust, auf Leichen steht man, um den andern zur Leiche zu machen, immer neue Feinde kommen heran, hat man einen niedergemacht, tauchen drei andere wieder auf.

Auch wir bekommen Hilfe, immer weiter mordet man und erwartet selbst den Todesstoß, man gibt keinen Deut mehr für ein Leben und kämpft wie ein Tier. Ich stolpere und falle auf die Steine, schneller als man es erzählen kann, sehe ich vor mir einen riesigen .Franzosen mit einem Pionierspaten zum Schlage ausholend, blitzschnell weiche ich ihm aus, und der Hieb zerschellt am Stein, im nächsten Moment hat er den Dolch bis über's Heft im Unterleib, mit einem gräßlichen Aufschrei sinkt er nieder und wälzt sich in wahnsinnigem Schmerz am Boden. Der blutige Dolch steckt wieder in meinem Stiefel, und ich hebe den Spaten. Neue Feinde ringsum, der Spaten handhabt sich gut, ich treffe einen Gegner zwischen Kopf und Schulter; der scharfe Spaten dringt bis zur Hälfte seiner Breite in den Körper, ich hörte die vom Spatenhieb durchschlagenen Knochen krachen. Ein anderer ist dicht bei mir, ich lasse den Spaten fallen und greife wieder nach dem Dolch, alles blitzschnell, er gibt mir einen Faustschlag und das Blut quillt mir aus Mund und Nase. Wir haben uns gepackt; ich habe den Dolch in der rechten Hand, wir haben uns gegenseitig die Brust umfaßt. Er ist mir nicht überlegen, hält mich aber doch ebenso fest wie ich ihn, mit den Zähnen versuchen wir einander beizukommen, den Dolch habe ich in der Hand, kann aber nicht zum Schlage ausholen. Aber er muß dran glauben, oder ich! Eins ist sicher: einer von uns beiden. Ich bringe den Dolch in eine Lage, daß die scharfe Spitze auf seinem Rücken steht, ich drücke seinen zitternden Körper fest an mich, er hat sich in meinem zottigen Barthaar festgebissen, ich fühle einen unheimlichen Schmerz, drücke ihn noch fester an mich, daß ihm der Brustkasten knarrt, und mit aller Kraft schiebe ich ihm den Dolch unterhalb des Schulterblattes in die rechte Rückenseite. In wahnsinnigem Schmerz dreht er sich mehrmals um seine eigene Achse, sich

vergeblich bemühend, den Dolch aus der Wunde zu ziehen, dann fällt er vorn über und bleibt stöhnend liegen. Ich ziehe den Dolch heraus, er verblutet sich wie tausende.

Wir haben die Franzosen schon einige Meter zurückgedrängt, als wir starke Hilfe bekommen; noch ein kurzes Ringen und der Gegner weicht, bis an den südlichen Dorfrand drängen wir nach. Wieder mit neuen Menschenklumpen macht der Gegner einen Gegenangriff und wirft uns nochmals fünfzig Meter zurück, hier kommt der Angriff zum Stehen, und wir sind wieder da, wo wir zum Anfang dieses vier Tage langen Mordens waren. Tausende Leichen bedeckten die Trümmer von Vauquois, alle um ein Nichts geopfert.

Wir hatten vier Tage und Nächte ohne Nahrung und Schlaf wie die Barbaren gehaust, nun waren wir am Ende unserer Kraft. Bald kam denn auch die Ablösung; zu unserm Erstaunen wurden wir von Kavallerie abgelöst, es waren sächsische Jäger zu Pferd, die hier Infanteriedienst tun mußten. Man hatte die enormen Verluste der letzten Tage nicht schnell durch Heranschaffung von Ersatz decken können, und so wurde eben Kavallerie herangezogen, die in dieser Zeit übrigens sehr häufig verwandt wurde. Die Soldaten, die vier Tage um Sein oder Nichtsein gekämpft hatten, waren dermaßen demoralisiert, daß sie einfach nicht mehr gefechtsfähig waren. Nachdem die Ablösung in aller Stille bewerkstelligt war, konnten wir nach unserem Lager abrücken. Am andern Tag erst erfuhren wir, daß unsere Kompagnie in dieser Periode einen Gesamtverlust von 49 Mann hatte. Das Schicksal der meisten war nicht bekannt, man wußte nicht, waren sie tot oder gefangen, oder verwundet in irgend einem Feldlazarett.

Der Ort Varennes unterlag einem ständigen Bombardement großen französischen Kalibers. In einem Teil des Dorfes, der noch nicht so arg mitgenommen war, wohnten noch mehrere französische Familien. Jeden Tag fielen mehrere der feindlichen 28-Zentimeter-Granaten in dieses Viertel. Trotzdem viele Einwohner durch das Artilleriefeuer verwundet wurden, konnte man die Leute doch nicht bewegen, ihre Wohnungen zu verlassen.

Unsere Quartiere lagen an einem ganz steilen Abhang und waren so gegen Artillerie geschützt. Es waren von uns

verfertigte Bretterbuden; von überall hatten wir Möbel herangeschafft und uns häuslich eingerichtet; denn Varennes liegt immerhin drei Kilometer hinter der Front. Aber nicht alle Buden waren belegt, denn die Mannschaftszahl wurde mit jedem Tage geringer. Endlich traf auch der langersehnte Ersatz ein. Durch die Zusammenstellung der vielen neuen Pionier-Formationen für alle Teile der Front war ein regelrechter Nachschub für bereits bestehende Pionier-Truppen nicht möglich. Mit Freuden begrüßten wir denn auch die neuen Ankömmlinge. Es waren, wie immer, Leute sehr verschiedenen Alters, der junge, knabenhafte Kriegsfreiwillige mit 17 Jahren marschierte neben dem alten Landsturmmann, der sich ebenfalls freiwillig gemeldet hatte. Alle ohne Ausnahme haben ihren „freien Willen" bitter bereut und machten auch kein Hehl daraus. „Es ist eine Schande", sagte mir ein Genosse, „daß man diese siebzehnjährigen Kirder in den Massenmord führt und ihnen das junge Leben vergiftet, wie es ja in dieser Atmosphäre ja nicht anders sein kann, kaum den Kinderschuhen entwachsen, werden sie wie die tollen Hunde niedergeknallt."

Schon nach einigen Tagen haben es alle, alle ohne Ausnahme, bitter bereut und jeder Soldat, der schon länger im Krieg war, machte ihnen Vorwürfe, wenn sie ihrer schweren Enttäuschung Ausdruck gaben. „Ihr seid ja freiwillig hier," sagte man ihnen, „wir müssen, sonst wären wir längst fort." Trotzdem wußten wir doch, daß alle diese jungen Leute unter irgend einem Einfluß gestanden hatten und ein falsches Bild vom Krieg bekommen hatten.

Auf Urlaub in die Heimat

Die Soldaten, die vom Beginn ab im Krieg waren und noch nicht verwundet worden waren, aber alles mitgemacht hatten, wurden nach und nach beurlaubt und konnten für zehn Tage nach Hause. Trotzdem unsere Kompagnie nur mehr vierzehn unverwundete Soldaten hatte, fiel es sehr schwer, den Urlaub zu bekommen. Aber obwohl wir das Mehrfache unseres Bestandes verloren hatten, waren alle Offiziere körperlich noch wohlauf.

Erst im September gelang es mir, auf Betreiben meiner Angehörigen, einen Urlaub zu bekommen und mit einem Entschluß, der mir zeitweise unausführbar schien, trat ich die Heimreise an. Alles ging gut, bis ich nach Diedenhofen kam.

Bis zu dieser Station wird der Verkehr von den Eisenbahnen im Operationsgebiet geleitet. In Diedenhofen wird der Betrieb von den elsaß-lothringischen Reichsbahnen und den preußisch-hessischen Staatsbahnen übernommen. Ich mußte also umsteigen und bestieg einen Personenzug nach Saarbrücken. Kaum sitze ich mit meiner schmutzigen und zerrissenen Uniform im Wagenabteil, als auch schon ein Schaffner die Fahrkarten kontrolliert. Ich habe natürlich keine Fahrkarte, nur einen Urlaubspaß und einen Freifahrtschein, der mir von der Feldeisenbahnstation Chatel ausgestellt worden war. Der Schaffner besieht die Papiere und fragt wieder nach der Fahrkarte. Ich mache ihn auf den Freifahrtschein aufmerksam. „Der ist nur innerhalb des Operationsgebietes giltig," sagt er, „hier reisen Sie per Staatsbahn und müssen eine Fahrkarte lösen."

Ich sage ihm, daß ich keine Karte kaufen werde und bitte ihn, den Bahnhofsvorsteher zu benachrichtigen. „Sie," sage ich ihm, „handeln ja nur nach Ihrer Instruktion; Ihnen nehme ich es nicht übel, daß Sie etwas von mir verlangen müssen, was ich unter keinen Umständen tun werde." Er geht und kommt mit dem Fahrdienstleiter zurück. Der sieht wieder meine Papiere durch und sagt mir dann, ich müßte die Reise bezahlen. „Ich habe keine Mittel dazu," sage

ich ihm, „ich stecke schon drei Jahre in diesem Zeug (dabei zeige ich ihm des „Kaisers Rock"), also drei Jahre bin ich ohne Einkommen, woher soll ich die Mittel nehmen, diese Urlaubsreise zu bezahlen?" „Wenn Sie kein Reisegeld haben, können Sie auch nicht in Urlaub fahren!" So, ich dachte, wenn man mich bis tief nach Frankreich hineinbringt, dann hätte man auch die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, mich dorthin zurückzubringen, wo man mich weggeholt hat. Erst spiele ich drei Jahre Soldat, und stehe dann ein Jahr und mehr im Feld für das Vaterland, und das weigert sich jetzt, einem zerlumpten Soldaten die freie Benützung seiner Eisenbahn zu gestatten! Ich aber zahle nicht, denn von den paar Pfennig Löhnung konnte ich das Reisegeld nicht erübrigen, und ich weigerte mich nochmal ausdrücklich, von meinem privaten Geldbestand die Reise eines Soldaten zu bezahlen, auch dann, wenn — wie in diesem Falle — ich selbst dieser Soldat bin, „und ich bitte Sie, den militärischen Bahnhofskommandant zu benachrichtigen, für Militärpersonen ist die Bahnhofs-Kommandantur ja da und nicht Sie!" Er warf mir noch einen wütenden Blick durch seine Hornbrille zu, dann verschwand er. Bei mir im Abteil saßen noch zwei Zivilisten; sie fanden es unerhört, daß man von einem Soldaten, der von der Front kommt, das Reisegeld verlangt. Der Bahnhofs-Kommandant kommt mit einem Unteroffizier an. Der Kommandant ist ein alter Major. Urlaubspaß, Soldbücher, alle Papiere verlangt er. „Haben Sie Geld?" „Nein." „Von wo kommen Sie?" „Von Chatel in den Argonnen." „Wie lange an der Front?" „Im 14. Monat." „Verwundet gewesen?" „Nein." „Haben Sie gar kein Geld?" „Nein; im Felde braucht man's nicht." „Die Reise muß bezahlt werden; wenn Sie's nicht können, dann muß Ihre Kompagnie die Kosten tragen, unterschreiben Sie diesen Schein." Ich unterschreibe, ohne hinzuschauen; was ich unterschreibe, ist mir auch ganz gleich, wenn sie mich nur in Ruhe lassen. Der Unteroffizier kommt wieder zurück. „In diesem Wagen dürfen Sie nicht reisen, dürfen sich auch nicht mit den Reisenden unterhalten, Sie müssen in den ersten Wagen: „Nur für Militärpersonen" ist am Wagen angeschrieben, gehen Sie hin." „So," sage ich, „Hundekupee." Er dreht sich wieder um und sagt: „Lassen Sie die Bemerkungen."

Der Zug fährt ab und ich komme wohlbehalten zuhause an. Als die ersten Stunden des Wiedersehens vorüber sind, bin ich wieder mit tadelloser Wäsche versehen, auch das dringend nötige Bad habe ich genommen. Den langentbehrten Zivilanzug konnte ich mal wieder anziehen, was mir alles ungewohnt vorkam! Ich begann zu denken; unter keinen Umständen wollte ich mehr zur Front zurück, nur wußte ich nicht, wie es mir gelingen könnte, über die Grenze zu kommen. Es kamen nur zwei Länder in Betracht: die Schweiz und Holland. Nach der Schweiz — nein, das geht nicht; die Schweiz ist ringsum von kriegführenden Staaten umgeben, ein kleiner Funke und auch die Schweiz hat ihren Krieg und für mich nirgends ein Ausweg. Blieb nur noch das nächstliegende: Holland. Aber wie dorthin kommen? Das war der Haken. Tausend Pläne machte ich und verwarf sie wieder. Niemand, auch meine Angehörigen durften etwas wissen.

Mein Urlaub ging bald zu Ende, noch vier Tage blieben mir. Ich erinnere mich eines guten alten Freundes in einer rheinischen Stadt. Mein Entschluß ist gefaßt. Ohne daß es meine Familie merkt, packe ich einen Anzug, Schuhe und alles Zubehör ein und sage zuhause, daß ich meinen Freund besuchen werde. Ihm enthülle ich meine Absichten, und er ist bereit, mir jede mögliche Unterstützung zu gewähren.

Mein Urlaub ist vorbei, ich ziehe meine Uniform wieder an und lasse meine Angehörigen im Glauben, ich reise zur Front. Ich fuhr jedoch zu meinem Freunde und zog Zivil an. Alle Uniformstücke und Waffen vernichtete ich und warf alles in den nahen Fluß. Nachdem ich so alle Spuren verwischt hatte, reiste ich ab und kam nach verschiedenen Kreuz- und Querfahrten nach Köln. Von da reiste ich nach Düsseldorf und blieb über Nacht in einem Hotel. Jetzt war ich schon mehrere Tage über Urlaub. Tausend Gedanken durcheilten mein Gehirn, war es mir doch klar, daß es mich den Kopf kostete, wenn nicht alles programmäßig verlief. Mein Plan war, bei Venlo (in Holland) die Grenze zu überschreiten. Ich wußte aber, daß die Grenze scharf bewacht wurde.

Diese Gegend, ebenso der lokale Lauf der Grenze, waren mir unbekannt, das ganze Gelände war mir völlig fremd. Wieder mache ich einen neuen Plan. Ich reise zu meinem

Freunde zurück, sage ihm, daß ich unbedingt die Gegend an der Grenze kennen und zu diesem Studium eine Geländekarte haben müsse. Auch ein falsches Papier brauchte ich unbedingt. Er gibt mir einen „Landsturmschein" als eine eventuelle Legitimation. An der Hand einer Eisenbahnnetzkarte zeichne ich mir die Grenze genau in das Notizbuch und fahre wieder ab.

Mit dem letzten Zuge treffe ich abends todmüde in Krefeld ein. Weiter konnte ich nachts nicht mehr; ich gehe in das erste beste Hotel und miete mir ein Zimmer. Ich schreibe den Namen, der auf dem falschen Papier stand, in das Fremdenbuch ein und lege mich schlafen. Um 6 Uhr morgens klopft es an die Tür. — „Wer ist da?" — „Die Polizei!!" — „Die Polizei?" — „Ja, die politische Polizei!" — Ich öffne die Tür. — „Hier wohnt . . . ?" (er nennt den Namen, den ich in das Fremdenbuch geschrieben). — „Ja!" — „Haben Sie Papiere?" — „Bitte." (Ich gebe ihm den Landsturmschein.) Der Agent der Polizei sieht den Schein durch und gibt ihn mir wieder. „Es ist in Ordnung; verzeihen Sie, daß ich Sie gestört habe." — „Bitte sehr, bitte sehr," beeile ich mich zu erwidern und denke: „wie höflich doch die Polizei ist!" — Mir fiel der bekannte Stein vom Herzen, aber die Lust zum Schlafen war mir vergangen. Während ich mich ankleide, höre ich, wie er alle Hotelgäste besucht; mit der in den Grenzorten üblichen Fremdenkontrolle hatte ich nicht gerechnet. Wie gut war es, daß ich auch für diese Eventualität gewappnet war.

Die Flucht vor dem Massenmord

Ohne zu frühstücken — der Appetit war mir vergangen —, gehe ich zum Bahnhof und riskiere es, trotz der massenhaft vorhandenen Polizei, nach Kempten zu fahren. Wie ich mir an der Karte ausrechnete, waren es bis zur Grenze noch zirka 25 Kilometer. Viel Baggage habe ich nicht: eine kleine Reisetasche, einen Regenmantel und einen Schirm. Ich benutze die Landstraße und komme nach fünf Stunden Marsch an das Dorf Herongen, links davon lag Niederhofen. Auf dem Feld arbeiten überall die Bauern. Von ihnen mußte ich erfahren, wie die Grenze läuft und wie sie bewacht wird. Zu diesem Unternehmen suchte ich mir nur solche Leute aus, die schon von außen nicht wie ein „besonderes Kirchenlicht" aussahen.

Ohne Argwohn zu erwecken, erfuhr ich denn, daß die beiden Orte „Herongen" und „Niederhofen" hießen. Auch daß in Herongen eine Schwadron Kürassiere lag. „Die Soldaten liegen in der Wirtschaft Schwarz im Tanzsaal," sagte der Mann. Bald treffe ich einen Mann beim Heckenschneiden. Es ist ein Holländer, der jeden Abend über die Grenze nach Hause geht; er hat einen Paß. „Du bist der Mann für mich," denke ich; laut aber sage ich, daß ich schon mehrere Holländer in der Gegend getroffen hätte (er war der erste) und gebe ihm eine Zigarre. Ich erzähle ihm, daß ich in Herongen in der Wirtschaft Schwarz einen Kürassier besucht hätte. „Ja," sagt er, „die liegen dort." — „Ja, aber mein Freund mußte zum Dienst, und ich sehe mir die schöne Gegend an." — „Die haben genug zu tun an der Grenze," sagt er. — „So?" — „Ja, alle halbe Stunde oder noch öfter geht eine Reiterpatrouille und jede Viertelstunde eine Infanteriepatrouille längs der Grenze auskundschaften." — „Wie läuft denn die Grenze?" „Dabei gebe ich ihm Feuer für seine Zigarre. Er zeigt mit der Hand: „Hier vor Ihnen durch den Wald, so herauf; die hohen Schornsteine, die über den Wald ragen, sind die Fabriken von Venlo!"

Mehr brauchte ich nicht zu wissen, noch einige nichtssagende Worte, und ich verließ ihn. Alles geht nach Pro-

gramm, dachte ich; aber nun kam ein neues Unternehmen. Ich mußte mich so nahe an die Grenze heranwagen, daß ich die Patrouillen beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Das gelang mir in der folgenden Nacht.

In einem dichten Gebüsch versteckte ich mich, vor mir ein freier Platz. Drei Tage und Nächte blieb ich auf dem einen Fleck. Es war am Regnen und nachts empfindlich kalt. Am dritten Tage abends entschloß ich mich, des Nachts mein Vorhaben auszuführen.

Regelmäßig alle Viertelstunde kam eine Patrouille, drei bis sechs Mann stark. Nachdem es dunkel ist, wechsele ich meine Stellung und gehe weiter rechts, zirka 500 Meter von der Grenze. Sobald es etwas hell wird, muß es sein, sage ich mir, im Dunkeln sehe ich nichts; also wenn es eben hell wird, im Halbdunkel. Meinen Mantel habe ich zusammengerollt, damit er nicht an den Aesten rauscht. Eben ist eine Patrouille vorbei und langsam gehe ich nach vorn; um jedes Geräusch zu vermeiden, trete ich ganz vorsichtig auf; ich gehe immer schneller, als rechts von mir eine Patrouille auftaucht. Ich bin noch zirka 300 Meter von der Grenze entfernt, die Patrouille hat ebenfalls bis zu dem Punkte der Grenze, der mir im nächsten liegt, noch zirka 200 Meter — also, wer am besten und schnellsten läuft, ist Sieger. Es sind fünf Mann, sie schießen mehrere Male — das läßt mich kalt. Alles werfe ich von mir, und in großen Sprüngen, mit Aufbietung der ganzen Energie, überlaufe ich in sausendem Galopp die Grenze! An dem hohen, spitz zulaufenden Grenzstein renne ich vorbei und mache 50 Meter weiter Halt. Ganz außer Atem, bemächtigte sich meiner ein nicht zu schilderndes beglückendes Gefühl. Ich hätte es laut hinausschreien mögen, daß ich endlich frei bin.

Auf einem Baumstumpf lasse ich mich nieder und stecke mir eine Zigarette an, ganz gelassen und langsam; nun hatte ich Zeit. Kaum fünfzig Meter entfernt am Grenzstein steht die enttäuschte Patrouille. Auf der mir zugekehrten Seite des Grenzsteines steht: „Koningrjk der Nederlanden". Ich muß lachen vor Freude. — „Wer bist du?" ruft einer aus der deutschen Patrouille. — „Das Recht, mich danach zu fragen, haben jetzt die Holländer, ihr nicht mehr, alter Freund!" — Sie rufen mir alle erdenklichen „Schmeicheleien" herüber, doch mich rührt das nicht mehr. — „Werft mir lieber meine

Reisetasche, die ich in der Eile fortgeworfen habe, herüber; sie enthält etwas Wäsche, die ich mir mitgenommen habe, um als anständiger Mensch in ein anständiges Land zu kommen."

Durch das Sprechen aufmerksam gemacht, kommt auch die holländische Patrouille, ein Unteroffizier und drei Mann, heran. Der Unteroffizier fragt mich aus und ich erkläre ihm alles. Er klopft mir auf die Schulter und sagt: „Sei froh, daß du hier bist, wij Hollander wenschen de vrede (wir Holländer wünschen den Frieden) und du bist hier im gastreichen Holland willkommen!"

Ich mußte mit den Soldaten nach ihrer Wachstube gehen und dort mit ihnen frühstücken. Dann zeigten sie mir den nächsten Weg nach Venlo, wo ich um 7 Uhr morgens ankam. Von Venlo aus fuhr ich nach Rotterdam. Bald fand ich eine gutbezahlte Stellung und wurde wieder Mensch, Mensch, um zu leben, nicht um nur zu existieren. Tausende und tausende belgischer Flüchtlinge leben in Holland und werden als Gäste behandelt; auch eine Unmenge deutscher Deserteure lebt in Holland. In Holland selbst schätzt man ihre Zahl auf 15,000 bis 20,000. Die Deserteure genießen den vollen Schutz der holländischen Behörden.

Nie hätte ich daran gedacht, das gast- und ziemlich verfassungsfreie Holland zu verlassen, wäre es im März 1916 am politischen Himmel nicht so bewölkt gewesen. Man hielt den Krieg in Holland für unvermeidlich; und wieder mußte ich mir ein anderes Domizil erwählen. Nach langem Nachdenken und Pläneschmieden entschied ich mich für Amerika.

Nachdem ich meine Stellung aufgegeben, führte ich meinen Plan aus. Nach einigen Tagen hatte ich erfahren, daß in der Nacht vom 17. auf den 18. März der Dampfer „Zyldyk" der Holland-Amerika-Linie nach New York abfährt. Gemäß meinem Plane packte ich mir in einem Seemannssack das Nötigste ein und begann das gewagte Spiel.

Nie hatte ich bis dahin einen Ozeandampfer betreten. Das Schiff war ein kleiner Frachtdampfer. Ich hatte erfahren, daß die Mannschaft um 12 Uhr nachts an Bord sein mußte. Daß die Leute nicht früher, als nötig, kommen würden, dachte ich mir. Schon um 10 Uhr abends stand ich am Pier bereit, neben mir den Seemannssack. Alles, was ich mir in der Aufregung eingepackt hatte, waren zirka sieben Pfund

Brot und in einer Blechkanne zehn Liter Wasser. Um 12 Uhr kamen die Matrosen und Heizer des Schiffes an. Die meisten davon sind betrunken und torkeln mit ihrem Gepäcksack auf dem Rücken hin und her. Ich mische mich unter den Klumpen und torkele mit. Ich komme unbemerkt bis auf das Schiffsdeck. Neben mir sehe ich ein tiefes, schwarzes Loch mit einer nach unten führenden Eisenleiter; mein Bündel werfe ich nach unten und steige nach. Alles ist dunkel und tastend erreiche ich den Kohlenbunker. Licht darf ich nicht machen, sonst würde ich ein Streichholz anzünden. So klettere ich denn auf die Kohlen, die bis oben den Raum füllen. Das Bündel vor mir herschiebend, bahne ich mir einen Weg, hinter mir die Oeffnung, die zur Durchlassung meines Körpers nötig geworden war, wieder abdichtend. Nachdem ich zirka 30 Meter auf diese Weise zurückgelegt habe, stoße ich vor eine Wand. Hier räume ich die Kohlen weg, damit ich Platz zum Liegen habe. Mit dem Rücken lege ich mich gegen die äußere Schiffswand.

Niemand hatte eine Ahnung, daß ich an Bord war. Nun kann es losgehen, denke ich mir. Endlich höre ich die Maschinen gehen, wir mußten also schon fahren. Nach langen, langen Stunden stoppen die Maschinen.

Endlich fährt das Schiff wieder; wie lange wir gelegen hatten, weiß ich nicht. Alles geht gut; ich fühle kaum, daß das Schiff fährt. Aber es ist eisig kalt, und ich fühle, daß es immer kälter wird. Auch die Fahrt wird immer unruhiger in dem kleinen Frachtdampfer.

Das Schiff fällt von einer Seite auf die andere, und ich werde von den Kohlen fast verschüttet. Das wird immer ärger, und immer wieder muß ich mit allen Kräften die Kohlen abwehren. Die dicken Kohlenstücke haben mir am ganzen Kopf Wunden beigebracht, und ich fühle, wie mir das Blut über das Gesicht läuft. Mein Brot ist bald zu Ende und das Wasser schmeckt alt. Ich stecke ein Streichholz an und sehe, daß das Brot ganz schwarz ist.

Ob wir bald am Ziele sind? Das Brot ist zu Ende. Ich fühle auch, wie meine Kräfte nachlassen; das Schiff geht hoch und nieder, und mit den Kohlen werde ich hin und her geworfen, stunden-, tagelang. Lange halte ich es nicht mehr aus, das fühle ich.

Nach langen, langen Stunden steht das Schiff still. Ich

lausche! Alles ruhig! Da höre ich, wie man mittels Hebekran am Ausladen ist; die Ladung wird gelöscht.

New York! — Ich krieche nach einer Weile vor; die Kohlen sind bis über die Hälfte fortgenommen. Niemand ist da. Ich gehe herunter an einer Leiter und bin im Heizraum; auch hier niemand. Ich sehe einen Eimer und fülle ihn mit warmem Wasser. Damit eile ich nach oben in eine dunkle Ecke und wasche mich. Als ich gewaschen bin, nehme ich meinen Taschenspiegel und besehe mein Gesicht. Ich erschrecke vor mir selbst, ich bin leichenblaß und nur noch Haut und Knochen.

Wie aber jetzt an Land kommen? Was sage ich, wenn ich ertappt werde? — Mit festem Entschluß kletterte ich an Deck, das voll von Arbeitern war.

Ich sehe eine Treppe, die nach dem Lagerhaus führt. Alle meine Kraft zusammennehmend, schlendere ich gleichgültig auf die Treppe zu und — zwei Minuten später war ich gelandet; ich stand außerhalb des Lagerhauses auf der Straße.

Nun erst wurde ich gewahr, daß ich nicht in New York, sondern in Philadelphia war. Es war der 5. April 1916, 5 Uhr nachmittags. Auf zwölf Tage Reise hatte ich gerechnet, und achtzehn Tage hatte es gedauert.

Körperlich ganz gebrochen, wurde ich abends mit geborenen Amerikanern bekannt, die alles an mir taten, was ein Mensch dem Menschen nur tun kann. Einer dieser Menschenfreunde edelster Gesinnung brachte mich nach New York. Acht Tage lang konnte ich infolge der Strapazen das Zimmer nicht verlassen; nur langsam erholte ich mich.

Heute aber bin ich soweit genesen, daß ich in den Reihen der Sozialdemokratie Amerikas wieder weiter kämpfen kann gegen kapitalistische Verhältnisse, deren Ausrottung das Ziel eines jeden klassenbewußten Arbeiters sein muß! Ein rücksichtsloser Kampf bis aufs Messer ist nötig, um der herrschenden, Kriege provozierenden kapitalistischen Kaste zu zeigen, wer der Stärkere im Hause ist, damit es nicht mehr im Machtbereiche dieser Klasse liegt, wieder einen solch völkervernichtenden Massenmord zu provozieren, wie der es ist, an dem sich das Proletariat Europas verblutet.

Sozialistische Arbeiter

No. 1 „Gesellschaftliches und Privat-Eigentum" von Eduard Bernstein . . . 5 Cts.

No. 2 „Prohibition und Arbeiterklasse" von Hermann Schlüter . . . . 5 Cts.

No. 3 „Das Wesen des Sozialismus" von Morris Hillquit . . . . 10 Cts.

No. 4 „Sozialismus und Gewerkschafts-Bewegung", eine Debatte zwischen Morris Hillquit, Max J. Hayes und Samuel Gompers . . . . . . 25 Cts.

No. 5 „Für Frauenstimmrecht" von Meta L. Stern . . . . 5 Cts.

No. 6 „Die Internationale in den Vereinigten Staaten" in 10 Heften von Hermann Schlüter . . . . @ 10 Cts.

No. 7 „Die Ursachen der sozialen Unrast in Amerika" von J. Köttgen . . . . 10 Cts

No. 8 Die Deutsch-amerikanischen Arbeiter und das Kriegsproblem", von J. Köttgen. . . . . 10 Cts.

Sowie ferner:

„Klassen-Kämpfe in Amerika" von Oskar Ameringer . . . . 10 Cts.

Sozialistisches Arbeiter-Liederbuch von Hermann Schlüter . . . . 15 Cts.

Kriegserinnerungen eines deutschen Soldaten . . . . 25 Cts.

Zu beziehen durch den National-Uebersetzer

Ad. Dreifuss, 803 W. Madison Str., Chicago, Ill.

oder den Haupt-Betriebsagenten der Deutschen Sprachgruppe:

Socialist Literature Co., 15 Spruce Str., New York